Erinnerungen
einer
Großmutter.

Roman

in zwei Bänden.

Von

Julie Burow.

Zweiter Band.

1856.
Prag & Leipzig,
Expedition des Albums.

Erstes Capitel.

So werde eins mit der Natur! Es bleibe
Nichts, was da mahnt an schreckende Phantome,
Geripp und Moderduft von Deinem Leibe.
Zerstäubt nun, ihr gefesselten Atome,
Schwebt himmelan, senkt euch zur Erde nieder,
Seid Tropfen Bluts im großen Lebensstrome.
Meißner.

„Mama,“ sagte Lydia, die in dem Schlafzimmer, das sie mit der Mutter theilte, vor dem Spiegel saß und sich von dieser die Löckchen der Frisur à la titus ordnen ließ, „finden Sie nicht, daß es endlich einmal Zeit wird, diesen langweiligen Ort zu verlassen? Ich denke es war unseres Vaters Wille, daß wir für uns leben, einen etwas anständigen Haushalt bilden und so viele Annehmlichkeiten und Zer-

streuungen genießen sollten als sich mit unsern Verhältnissen vereinen lassen.“

„Ganz recht, ganz recht, mein Engel,“ entgegnete die Mutter, „aber ich denke, es ist bis jetzt hier für Dich ein angenehmer Aufenthalt gewesen. Hast Du nicht alles gehabt was Du wünschest? Huldigt man nicht überall Deiner Schönheit? Ist nicht die ganze Stadt einig Dich die Krone, die Perle zu nennen?“

„Ach Gott, Mama,“ erwiederte Lydia achselzuckend, „wie langweilig sind diese Huldigungen, wie können sie Ihnen nur noch Vergnügen machen! Man nennt mich die Krone, die Perle, ja, ganz recht, man flüstert hinter mir, wenn ich über die Straße gehe, man umdrängt mich auf den Bällen! Was nützt mir das? nicht ein Mensch hat mich recht und aus Herzensgrund lieb, nicht einer, Mama, ich weiß das und fühle es in jedem Moment, und selbst Sie nicht. Würde mein Gesicht heute durch einen Zufall entstellt, durch eine Brandwunde vielleicht, durch Nervenkrämpfe oder dergleichen, ich weiß, welchen Einfluß das auf Ihre Liebe haben würde. — Ich habe einen Ekel vor den Menschen und dem ganzen Leben, ich wollte ich stürbe früh, wenigstens noch im vollen Besitz meiner jugendlichen Schönheit, mein

Leben ohne diese würde mir wahrscheinlich zur Hölle werden."

„Aber um Gottes Willen, Kind, liebes Kind, was ist Dir? was hast Du? wer hat Dir etwas zu Leide gethan? Du bist gewiß krank!" sagte die erschreckte Mutter, indem sie ihre Arme um den Nacken der Lieblingstochter schlang.

„Ich bin nicht krank, Mama, ich bin so wohl wie immer, aber ich fühle mich hier unglücklich und unzufrieden, ich weiß nicht was mich kränkt und ärgert, wenn's nicht etwa der Vorzug ist, den hier im Hause jeder ohne Unterschied meiner Schwester giebt. Tante und Onkel, der Präsident und der blinde Vetter, Alle nehmen nur Rücksicht auf sie. Komme ich in einen Ballsaal, da bin ich freilich die Erste, da hat man nur Augen für mich; aber im Hause — — Mama, ich glaube, mich liebt kein Mensch auf Erden — —!" Thränen stürzten aus den Augen des schönen jungen Mädchens, und vergebens versuchte die rathlose Mutter den heißen Schmerz ihres Lieblings zu beschwichtigen.

„Wir wollen fort von hier, wir wollen nach Elbing, Lydia," sagte sie endlich, „was sollten wir auch hier, mein süßes Kind, wenn es Dir hier nicht gefällt. Fasse Dich nur, beruhige Dich nur, mein

Engel, — und gönne der armen Louise, daß einige alte Frauen und Herren sie lieb haben."

Lydia hatte ihre glänzenden Augen getrocknet und sah ihre Mutter mit einem eigenthümlichen schmerzvollen Blick an:

„O Mama, Sie glauben, daß ich Louise beneide, das glauben Sie und trösten mich, anstatt mich zu schelten?" sagte sie mit seltsamem Lächeln. „Nun lassen Sie es gut sein, wenn wir nur fortgehen von hier, ich möchte, wenn ich könnte, immerfort aus einem Orte in den andern reisen, nirgend lange bleiben, nirgend genaue Bekanntschaften schließen, ich möchte wie ein glänzender Stern über die Welt ziehen, oder eigentlich wie der Mond, die Wolken vergoldend, die mich verdecken, und wie die Sonne, untergehend noch Glut und Schimmer hinter mir lassen." —

Louise aber fühlte sich am Abend dieses Tages schmerzlich überrascht durch die Nachricht, daß man den Plan nach Elbing zu ziehen jetzt ausführen wolle.

Sophie drückte schweigend ihre junge Freundin ans Herz. „Du gehst," sagte sie sanft, „und ich bleibe nun wieder allein, allein mit Krankheit und Sehnsucht als einzigen Gefährten. Würde Deine

Mutter sich nicht entschließen können, Dich bei mir zu lassen?"

Louise saß wieder wie so oft auf dem niedern Bänkchen ihrer mütterlichen Freundin zu Füßen. Sie schwieg sinnend ein Weilchen und sagte dann traurig: „Das ist nicht möglich, meine liebe liebe Tante!"

„Warum nicht, mein Kind."

„Tante, meine liebe Freundin und Lehrerin," entgegnete sie, „Dir kann ich und will ich die Wahrheit sagen; ich weiß, daß Du sie zu würdigen verstehst und mich auch nicht verkennst. Betrachte Dir meine Mutter aufmerksam, sie ist nicht die Frau, die für sich allein bestehen könnte, und ich, so jung, unerfahren und schwach ich auch noch bin, habe dem Vater versprochen, seine Stelle zu ersetzen, so viel ich kann. Wir werden uns einschränken müssen in Zukunft, das ist weder die Mutter noch Lydia gewöhnt, ich werde ihnen manche Arbeit abnehmen können, ihnen manche Sorgen und Unannehmlichkeiten ersparen; und wozu wäre ich denn in der Welt, wenn ich das nicht mit Freuden thäte?"

Sophie Wohlgemuth zog sie sanft an ihr Herz. „Geh mit Gott, mein Kind, Deiner Pflicht und Deinem Lebensberuf entgegen. Wird Dein blinder

Vetter jetzt nicht seinen Vater nach Berlin zurückbegleiten?"

„Er zieht es vor mit dem Magister bei uns zu bleiben, und im Grunde ist das für uns ein Glück. Vetter Wilhelm ist klug und ist reich, beides wird uns, das heißt besonders auch der armen Mutter, in Zukunft zu Gute kommen. Sie ist so gewöhnt aus dem Vollen zu wirthschaften, wie wird es ihr schwer werden sich zu beschränken." —

Vierzehn Tage nach diesem Gespräch befand sich die Familie in Elbing. Louise hatte den Abschied von ihrer theuren Tante muthig überwunden und gedachte ihrer mit all der tiefen Liebe, deren ihr junges weiches Herz fähig war.

Elbing war zu jener Zeit eine wohlhabende Stadt mittleren Ranges. Die Zeit ihres Reichthums unter Friedrich dem Großen, ehe Danzig preußisch wurde, war vorüber. Freilich war auch jetzt Danzig wieder freie Reichsstadt, hatte französische Garnison und stand unter der Oberhoheit des französischen Kaisers. Aber der Handel lag, überall durch die Continental-Sperre gedrückt, völlig darnieder und auch Elbings Reichthum schwand dahin.

Der reichste Kaufmann der Stadt, ein naher Verwandter der Familie Wohlgemuth, war französi-

scher Consul, und empfing sie, die die Reise im Wagen und in der Gesellschaft des Kammerpräsidenten von Itzstein gemacht, mit vieler Freundlichkeit.

Der Consul Strombeck galt für einen geistreichen Mann, er war ein Verehrer der Schönheit, und der hätte blind und fühllos sein müssen, den Lydia's jugendlicher Liebreiz nicht entzückt hätte.

Sie war denn auch bald der erklärte Liebling, der Stern im Strombeck'schen Hause, und das war zur Zeit das bedeutendste angesehenste und reichste der Stadt.

Der Kantor Wohlgemuth war bei seinem Verwandten in Königsberg geblieben. Der Bankdirector hatte es passend gefunden, die Verpflichtungen, welche sein abwesender Bruder gegen den Unglücklichen zu haben meinte, von den Schultern der Frauen auf seine eigenen zu nehmen, und der arme Wahnsinnige hatte eine solche Liebe und Ehrfurcht vor seinem Verwandten, daß er sich ohne allen Schmerz trennte von der schönen Lydia und den andern Gliedern der Familie, in welcher er so lange gelebt hatte.

Wilhelm von Itzstein bezog mit dem Magister zwei hübsche Zimmer in dem Hause, das Herr Strombeck für Madame Wohlgemuth gemiethet. Er hielt

sich einen kleinen Laquai, dessen Dienste — so wollte er es — auch seinen Hausgenossen zu Gute kommen sollten; denn Louise hatte, nachdem sie ihre Ausgaben und Einnahmen überrechnet, der Mutter begreiflich gemacht, daß man nur ein Mädchen für alle im Hause nothwendigen Verrichtungen miethen könne.

Muhme Elsbeth erklärte nun zwar, daß sie entschlossen sei, alle Arbeit allein zu thun. Louise aber kannte sehr genau die Arbeitskraft der Alten, wußte auch wie viele Hilfsleistungen Mutter und Schwester bedurften, was die Wäsche, das Plätten für so viele Personen zu bedeuten habe und miethete eine anständige Person, die ein zierliches Elbingermützchen trug und von der Frau Consul Strombeck recommandirt wurde.

Der Präsident von Itzstein kehrte nach Berlin zurück und ein neuer Abschnitt begann im Leben der jungen Louise.

Der Rest des Sommers und der Winter verging unter Arbeit und Zerstreuungen, das verhängnißvolle Jahr 1809 kam heran. In Elbing wüthete, wie in den meisten Gegenden Norddeutschlands, das von den Franzosen zurückgelassene Lazarethfieber und decimirte die Familien.

Madame Wohlgemuth fürchtete sich vor der Ansteckung auf eine Weise, die ihr fast eben so sehr

das Leben verbitterte, als die Krankheit selbst es gethan haben würde. Jede Leiche, die an ihrer Wohnung vorüber getragen wurde, jagte die arme Frau in das kleine nach dem Hofe gelegene Schlafzimmer, und ihre Töchter und Hausgenossen durften, so weit sie es verhindern konnte, nicht einmal eine Straße betreten, in der vor kurzem ein Todesfall vorgekommen.

Vetter Wilhelm war und blieb der Lehrer, Freund und, soviel sein Gebrechen das zuließ, der Beschützer der Frauen, die Tag nach Tag verrinnen sahen, ohne daß einer ihnen eine Nachricht von dem abwesenden Gatten und Vater gebracht hätte.

Es blieb zum Glück und zur Beruhigung der Frau Wohlgemuth alles gesund in ihrem Hause, die Krankheit nahm in der Stadt zu und ab und schien mit dem Winter ganz zu verschwinden, mit dem Beginn des Frühlings aber breitete der schwarze Geist von Neuem seine Flügel aus und Opfer auf Opfer wurden seiner Wuth zum Raube.

Immer noch hielt Wilhelm von Itzstein das Mädchen, welches er seit Jahren sich zur Gattin erwählt hatte, für zu jung, um einen entscheidenden Schritt in dieser Beziehung ihr gegenüber zu thun. Magister Fisch machte ihn oft darauf aufmerk-

sam, wie es doch nun eigentlich an der Zeit sei, die Angelegenheit zu fördern, zumal er für sein Theil gern die Stelle als Leiter und Gesellschafter des eigensinnigen Blinden quittirt und die Vermittlung des Präsidenten zu einer Anstellung als Lehrer an irgend einem bedeutenden Gymnasium in Anspruch genommen hätte. Wilhelm aber hatte kein Ohr für diese Ermuthigungen. „Ich will und mag nichts übereilen," sagte er, „welcher vernünftige Mensch reißt die Trauben unreif vom Stock? Was zur rechten Zeit das süßeste, erquickendste der Welt, ist vor seiner Reife herbe und sauer. Noch ist Louise eine fest verschlossene Knospe, die herbe Traube, die sich unter den Blättern versteckt. Jede auch die kleinste körperliche Annäherung verschüchtert sie; wie leise, wie fein ich auch versuche auf ihre Sinne zu wirken, die geringste Berührung läßt sie wie die Sinnpflanze in sich zusammen sinken. Ich warte auf meine Zeit und sie wird kommen!"

„Und ist es Ihnen denn niemals in den Sinn gekommen, Herr von Itzstein," sagte hämisch der Magister, „daß diese Traube für Sie immer eine saure und unreife, diese Knospe in alle Ewigkeit für Sie geschlossen bleiben könnte?"

Das Gesicht des Blinden verfinsterte sich. „Pah!"

sagte er, „Sie reden, Magister, wie Sie es verstehen. Das müßte denn doch ein Schwächling von einem Mann sein, der die Liebe eines jungen Mädchens nicht sollte erringen können. Ich habe mein Leben daran gesetzt, mir ein Glück zu erschaffen wie ich es mir wünsche, ich habe tausend große und kleine Opfer dieserhalb gebracht, der Erfolg wird und soll und kann nicht ausbleiben."

„Opfer?" sagte der Magister lachend, „welche Opfer denn? haben Sie einer Liebelei, einem Vergnügen entsagt wegen Ihrer Passion für Louise Wohlgemuth? oder vielmehr wegen Ihres tollen Vorsatzes sich ein Kind zur Frau heran zu bilden; denn Passionen haben Sie nur für ausgewachsene Frauenzimmer; ich möchte wahrhaftig wissen, was Sie eigentlich Opfer zu nennen belieben?"

„Das kann Ihnen gleichviel sein, Magister, glauben Sie indeß, daß ich zum Beispiel Jahre lang auf dem Lande am Ende der Welt ausgehalten, wenn mich das Mädchen nicht gefesselt hätte? glauben Sie, daß ich das Leben in der Residenz, das mir jetzt wieder offen steht, nicht zehnmal dem Leben in diesem Neste vorzöge, wenn ich es nicht um Louisens willen thäte? Wozu indeß mit Ihnen darüber streiten? Ich spiele jetzt eine neue Rolle meinem süßen Kinde

gegenüber und denke, wenn ich hier den Grabscheit und Rechen führe an Huon im Garten Almansors. Wie gefällt Ihnen mein neuer Strohhut mit dem blauen Bande und den Kornblumen und Aehrenstrauß daran? ich denke, bei meiner hübschen Figur muß er auf den blonden Locken keinen so üblen Eindruck machen!"

Der Blinde drückte sich bei diesen Worten den Hut verwegen auf den Kopf und erhob sein entstelltes Gesicht mit einem Ausdruck geckenhafter Eitelkeit, der es wahrhaft burlesk häßlich erscheinen ließ.

„Teufel auch!" sagte der Magister, dem ein leiser Schauer durchs Gebein rann; der Blinde aber legte sich den Ausruf zu seiner Zufriedenheit aus und ging die Treppe hinab in den kleinen Hausgarten, wo Louise singend Salat säete.

Kaum aber stand er dort neben ihr, als Madame Wohlgemuth bleich, mit aufgelöstem Haar, ans Fenster ihres Schlafstübchens stürzte und mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens ihre Tochter rief.

Wilhelm begleitete Louisen und in der That war sein Kommen von Nutzen.

Muhme Elsbeth, die alte treue Dienerin der Familie, lag keuchend, mit geschlossenen Augen, die Zähne auf einander gebissen, am Boden, und Lydia kniete neben ihr und versuchte den Kopf der Alten

empor zu heben und den Schweiß von ihrer Stirn zu trocknen.

„Es ist das Fieber, das Fieber! Großer allmächtiger Gott!" schrie Madame Wohlgemuth mit gerungenen Händen. „Wie kommt nur das Lazarethfieber in unser Haus? wie kann es nur möglich sein, daß eine so anständige Person wie die arme Elsbeth solch eine schändliche infame Krankheit bekommt? Lydia, mein Kind, Lydia, fasse sie nicht an, Du wirst angesteckt; Louise, geh fort; lassen Sie sie liegen, Vetter Itzstein, lassen Sie sie um Gottes Willen liegen!"

„In der That, das wäre weise," sagte der Blinde, indem er den schweren Körper emporhob, „gieb mir Dein Gürtelband in den Mund, Louise, ich weiß den Weg nicht nach der Schlafkammer der alten Person, Lydia klingeln Sie nach meinem Jean, er soll sogleich einen Arzt holen."

Die Krankheit tobte wild im Gehirn und den Adern der alten aber immer noch kraftvollen Frau. Besinnungslos, in den wildesten Fieberphantasien lag sie da, bald sich von wüthenden Hunden gehetzt wähnend, bald von dem Gefühl gepeinigt, als sänke sie in einen unendlichen Abgrund. Louise verließ die Pflegerin ihrer Kindheit keinen Augenblick und

Madame Wohlgemuth fügte sich endlich darein, verlangte aber mit allem Eifer, daß Louise nun auch von den Familienzimmern gänzlich fern bliebe. So saß sie denn in der dunkeln Krankenstube, horchte den Phantasien der Leidenden, rückte ihre Kissen zurecht, mischte ihr Getränk und erwartete mit Fassung den Augenblick, da ein Leben entfliehen würde, das ihr jetzt theurer erschien als sie sonst wohl geglaubt.

Der Tod ist ein ernster Mahner. Louise sah ihn hier zum Erstenmal an ein Menschenherz treten.

Es war Mitternacht, der Arzt war um zehn Uhr bei der Leidenden gewesen und hatte erklärt, daß sie unrettbar sei.

Düster brannte die kleine geschirmte Lampe auf dem Tisch, an dem Louise saß.

Die Handarbeit, mit der sie sich beschäftigt hatte, war in ihren Schooß gesunken, und tausend Erinnerungen durchzogen ihre Seele. Sie gedachte der Zeit, wo sie ein einfältiges Kind, so eifrig, so ängstlich Gott gesucht hatte. Hatte sie ihn denn jetzt gefunden? war sie ihm näher getreten im Laufe der Jahre? Hier vor ihr lag schwer athmend und leise röchelnd die Sterbende, die nun bald die Pforte durchschreiten sollte, die Zeit und Ewigkeit trennt. Was stand ihr bevor? war der Augenblick des To-

des ein Vergehn des Ichs, ein Zerfließen des Einzelwesens im All? war er der Act einer neuen Geburt für ein ewiges Dasein? Louise ließ das Licht der Lampe auf das Gesicht der Sterbenden fallen, es war ruhig und schien zu lächeln; sie kniete am Bette ihrer alten Wärterin nieder und flüsterte leise: „Kennst Du mich, Muhme Elsbeth, meine gute alte Freundin?" Sie öffnete die Augen, diese ernsten dunkeln Augen, vor deren Blitzen Louise als Kind so oft gezittert. „Mein Kind, mein Herzchen, mein Lieschen!" flüsterte sie, „gewiß gewiß, ich kenne Dich, Du hast mich so treu gepflegt, sollst auch meine Erbin sein, Lieschen, segne Dich Gott, mein gutes Kind!" Es schien Louisen, als ob die Kranke den Versuch mache, den Kopf etwas zu erheben. Louise legte ihr daher den Arm unter und wollte sie aufrichten, aber ihre Freundlichkeit war unnütz, die alte Frau athmete noch einmal schwer und tief, öffnete die Augen und schaute lächelnd um sich, und dann streckte sie sich lang, ein electrischer Schlag schien durch ihr Gebein zu zucken, der Kopf ward schwer und schwerer auf Louisens Arm, und als diese die andere Hand erhob, um ihre Stirn zu trocknen, da war sie bereits erkaltet, die Augen verglasten sich und die Kinnlade sank herab.

„Schlaf wohl, Muhme Elsbeth, meine alte Freundin," sagte Louise und küßte die erkalteten Lippen und schloß mit freundlicher Hand die halb geöffneten Augen, „schlaf wohl und erwache im Himmel, an den Du geglaubt."

Nacht und Einsamkeit umgaben das junge Mädchen neben der Leiche mit ihren düstern Schleiern. Sie wußte, daß das ganze Haus schlief und trat ans Fenster, öffnete es und schaute hinaus nach dem sternbesäeten Himmel. Ein leiser Wind flüsterte in den Zweigen der noch unbelaubten Bäume, eine Nachtigall sang im knospenden Fliederbusch des Gartens. Louise stützte den Kopf in die Hand und tausend Gedanken flatterten durch ihre junge Seele.

Wo war ihr Vater? ihr theuerer, weiser, gütiger Vater? wo war Fritz? der Jüngling, mit dem sie ein Band verknüpfte, dessen Existenz niemand von den Ihrigen kannte. Welche hohe Verpflichtungen legte dieß Band ihr auf, in welche seltsamen und schmerzlichen Conflicte konnte es sie noch verwickeln!

Als ein Kind hatte sie einem andern Kinde das Versprechen gegeben, ihm für Zeit und Ewigkeit anzugehören. Seit Jahren hatte sie den Jüngling nicht gesehen, die wenigen Briefe, die sie von ihm empfangen, zeugten zwar deutlich von der Güte und Red-

lichkeit seines Charakters, von dem Ernst, mit dem er das Verhältniß zu ihr auffaßte, von einer gewissen Anhänglichkeit an sie, aber war das genug, um darauf die ganze Zukunft zweier Menschen zu bauen?

Dunkel wie an die Süßigkeit eines Traumes erinnerte sie sich des warmen seligen Gefühls, das damals, als sie neben ihrem Verlobten dem Hungertode entgegen zu gehen geglaubt, ihre ganze Seele erfüllt hatte mit vollem Vertrauen, mit innigstem Wohlgefallen, mit wahrer Verehrung gegen den sanften, kühnen, festen und liebevollen Sinn des Gefährten ihres Geschickes. Sie strebte sich dieß Gefühl zurück zu zaubern, aber das war vergebens, es stand als etwas Gewesenes neben ihr, nach dem sie sich vergeblich sehnte.

Sie hatte gehofft die Bekanntschaft der würdigen Mutter ihres Verlobten zu machen, die eine Zeit lang in Elbing gelebt hatte, aber Verhältnisse hatten Frau von Treufeldt nach Stralsund geführt vor der Uebersiedlung der Familie Wohlgemuth. Wie hatte sich Louise gefreut eine Freundin, eine Lehrerin und Leiterin zu finden, sie, die so sehr allein, so ganz schutz- und rathlos in der Welt dastand.

„Es ist wohl Gottes Wille und meine irdische Bestimmung, mich durch mich selbst und nur unter

seinem Schutz zu entwickeln. Ich bin sein Kind, unmittelbar das seine, weil Er meine irdischen Eltern so fern von mir gestellt,“ dachte sie und der Gedanke war so strahlend wie das plötzliche Licht jenes Tages, da ein Sonnenblick die Tropfen an allen Zweigen mit Regenbogenglanz geschmückt hatte. Sie fühlte eine Ruhe, eine Befriedigung, eine Freudigkeit in sich, die alle ihre Nerven, ihre ganze Seele durchdrang, und wie von einer unsichtbaren Flamme durchleuchtet und durchwärmt, sank sie auf die Knie und betete zum Erstenmal in ihrem Leben ein wortloses entzücktes Gebet, ein Gebet, dessen Beseligung nur Der ermessen kann, der einmal ein gleiches seine Seele durchströmen fühlte. Sie lehnte ihr Köpfchen knieend an den Stuhl, schaute auf zum Sternenhimmel und allmählig drückte der Schlaf ihre Augen zu und webte heilige Träume um ihre Seele, und als sie sich wieder erwachen fühlte, ein armes Kind der Erde, da zitterte das junge Morgenlicht in den Thautropfen des Gartens und stahl sich durch die geschlossenen Gardinen auf das stille Antlitz der Leiche und webte darauf einen Verklärungsschimmer.

Es war der Morgen des 1. Mai 1809. —

Acht Tage darauf saß die Familie im kleinen Gärtchen beim Nachmittagskaffee.

Die Krankheit und der Tod der alten Muhme Elsbeth war ohne weitere Folgen geblieben, Madame Wohlgemuth hatte aus Angst vor der Ansteckung den Schmerz und den Tod der alten treuen Dienerin fast gänzlich vergessen und alles ging ruhig wie sonst seinen gewohnten Gang.

An diesem Tage aber unterbrach denselben ein unerwarteter, sehr erfreulicher Besuch: der Bankdirector Wohlgemuth, der sich auf dem Wege nach Danzig befand, begleitet von dem Kantor, welcher dort in das Haus eines berühmten Arztes gebracht werden sollte.

Beide schienen den Familiengliedern unverändert zu sein. Kantor Wohlgemuth überhäufte noch wie sonst seine Verwandten und alle Menschen mit Titeln, die nur für die längsten Tage erfunden zu sein schienen, und träumte noch wie sonst von seinen Magazinen und andern gemeinnützigen Anstalten.

Louise glaubte an dem Onkel Bankdirector eine zunehmende Bläße, ein eignes Zittern der Stimme und einen gewissen scheuen unruhigen Blick zu bemerken.

Als sie einen Augenblick ins Haus ging, um Abendbrod zu besorgen, kam er ihr nach, und sie sah, daß er unbedingt etwas mit ihr allein sprechen wollte.

Sie schickte daher ihr zierliches Dienstmädchen in den Keller und kaum war das geschehn und Herr Wohlgemuth hatte sich durch genaues Blicken hinter alle Thüren überzeugt, daß er nicht behorcht wurde, als er rasch ein ansehnliches Briefpacket hervorzog und es Louisen übergab.

„Bei Deinem Leben, bei allem was Dir theuer und heilig ist,“ sagte er dabei eifrig und ängstlich, „halte den Empfang dieser Briefe geheim, es hängt vielleicht das Heil Europa's daran, daß Pläne nicht verrathen werden, die jetzt zu reifen beginnen; jedenfalls aber hängt daran das Leben und die Existenz vieler vieler Menschen. Ich wollte durchaus Dir, die fast noch ein Kind ist, die Last eines Wissens nicht aufbürden, die fast für Mannesschultern zu schwer ist; meine Frau aber, auf deren Umsicht und Klugheit man wohl bauen kann, hörte nicht auf in mich zu dringen, und so lege ich meine Ehre und Freiheit, vielleicht mein Leben in Deine Hand!“

Louise hätte gewünscht, das seltsame und beängstigende Vertrauen ihres Onkels ablehnen zu dürfen, sie hörte aber auf der Treppe den Schritt ihrer Dienerin, sah auf der Adresse die Handschrift ihrer theuren Tante Sophie und ließ daher eilig das Briefpacket in ihren Busen gleiten, öffnete dem Mäd-

chen und ließ den angeregten Gast durch die Schlafstube aus der Küche schlüpfen.

Erst Abends ganz spät, als die Gäste in ihre Herberge zum goldenen Löwen gegangen, als alle Hausgenossen schliefen, fand Louise in dem Stübchen der alten Elsbeth, das jetzt leer stand, eine Gelegenheit ihre Briefe ohne Zeugen zu lesen.

Mit zitternder Hand öffnete sie das Siegel und aus der Hülse fielen drei verschiedene an sie adressirte Briefe. Die Adresse von allen war von Sophiens Hand, sie nahm daher den stärksten zuerst, brach ihn auf und sah mit Staunen und Wonne, daß er nicht von der Tante, sondern von dem lieben fernen Vater sei. Das Schreiben lautete:

„Mein theures Kind!

„Da der Ueberbringer dieses Briefes sein Leben durch seine Gefälligkeit preisgiebt, so wähle ich Dich zur Empfängerin desselben, weil ich überzeugt bin, daß Du von meinen fernen Lieben die meiste Kraft und Selbstbeherrschung besitzest. Nennen wird mein großmüthiger Freund sich Dir selbst. Eben so wird er Dir auch den Ort nennen, an dem Dein Vater jetzt lebt und täglich, stündlich Eurer, o Ihr meine Geliebten! gedenkt.

„Ruhe und Fassung, mein liebes Kind, wenn Du

diese Zeilen liesest; zeige durch kein Wort, durch kein Zittern, kein Erbleichen und Erröthen, daß Du Theilnehmerin eines gefährlichen Geheimnisses bist. Wenn der Ueberbringer dieser Zeilen Euch verlassen haben wird, kannst Du Deiner Mutter und Schwester sagen, daß ich lebe, daß ich mit aller Gatten- und Vaterliebe ihrer gedenke und daß ich auf eine Wiedervereinigung noch dießseits des Grabes mit Zuversicht hoffe. Du kannst dann Deiner Familie sagen, daß Du den Brief, den ich hier an Deine Mutter beifüge, durch gütige Vermittlung des Herrn Consul St. empfangen, seine Verbindungen mit Frankreich machen das möglich, ohne ihn großer Verantwortlichkeit auszusetzen, immer aber, meine Tochter, empfiehl ein tiefes Schweigen; auch ich lege es Deiner Mutter aufs höchste ans Herz.

„Näheres über mein jetziges Leben wird Dir, meine Louise, der Ueberbringer dieses Briefes mittheilen, der Dir und Euch allen, besonders aber Dir, auch noch Grüße von einem alten Freunde und Verehrer bringt: Deines Tanzlehrers Herrn Dutroussel erinnerst Du Dich doch gewiß, meine Louise? Bete für ihn!

„Dir und Euch allen den Ueberbringer dieser Zeilen zu empfehlen, ist wohl in jeder Beziehung

nutzlos. Seine Liebenswürdigkeit, sein gebildeter Geist und sein jugendlich muntrer Sinn, empfehlen ihn genug. Laß Dir, Louise, von ihm erzählen, wie ich lebe, wie Herr Dutroussel lebt, wie die Zeit dem Verbannten in Träumen und Hoffnungen verfließt.

„Du wirst mir schreiben, Louise. Einer Adresse bedarf Dein Briefchen nicht, das der Ueberbringer dieser Zeilen auf sichern Wegen an mich befördern wird. Gott, mein Gott, mit wie heißer Sehnsucht erwarte ich den Moment, da ich Nachricht von Euch erhalte. Ich fordre von Dir eine genaue und ausführliche Schilderung Eures Lebens und Eurer Verhältnisse, alles interessirt mich dabei, alles, halte keinen Umstand, kein Wort für geringfügig; ein Gatte, der von seinem geliebten Weibe, ein Vater, der von seinen Kindern getrennt ist, sehnt sich nach jenen kleinen Einzelnheiten, die er nicht mehr liebevoll beobachten kann.

„Monsieur Dutroussel läßt Dir sagen, daß er die Taschentücher, welche Deine Kinderhand genäht, noch jetzt besitzt und zu seinen besten Schätzen zählt. Ich war krank, meine Tochter, der Typhus, der auch hier wüthet, hatte mich niedergeworfen, da hat mein gütiger Freund mir mit einem dieser Tücher die Stirn getrocknet, und es mir dann auf mein dringendes

Bitten geschenkt, ich trage es auf meinem Herzen. Und weißt Du auch was ich noch mehr der Güte unsers Freundes verdanke? Den Besitz von Deinem und Lydia's Portrait — als Kinder, er hatte diese beiden süßen reizenden Bilderchen als ein Andenken von dem wackern Maler, erhalten und mitgenommen. Gott segne die Hand, die diese kleinen Kunstwerke schuf, um die Seele eines Vaters zu erquicken.

„Wegen meiner Gesundheit könnt Ihr alle jetzt völlig ohne Sorgen sein, ich bin, nachdem ich jene garstige Krankheit glücklich und wohlgepflegt überstanden, sehr kräftig und gesund. Es fehlt mir auch sonst an nichts. Monsieur Dutroussel sorgt für mich mit der Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit eines Bruders. O mein Kind, das Gute, das wir thun, ist ein Samenkorn, das Wurzel schlägt und Früchte bringt, die sehr oft den noch erquicken, der ohne an sich selbst zu denken, den Samen streute.

„Ich möchte fort und fort zu Dir sprechen, meine geliebte, verständige Tochter, ich kann und darf dem Papier nur sehr vieles nicht anvertrauen, was ich für Dich auf dem Herzen habe, ich verweise Dich an den Ueberbringer, er wird Dir alles, alles erzählen.

„Wir leben in schweren Zeiten, Vorsicht ist zu

allen Dingen gut, jetzt aber unerläßlich. — Sei Deiner Mutter eine liebevolle Tochter, nimm so viel als möglich alle Sorgen und Kümmernisse auf Deine jugendlichen Schultern; ach sie ist gewöhnt an eine liebevolle Stütze, sie ist so zart und weich. Deine ältere Schwester gleicht ihr wie im Aeußern so auch im Charakter. Dich, meine theure Louise, betrachte ich fast wie den Sohn, den Gott uns versagte. Ich segne Dich, ich segne Dich, mein Kind, ich hoffe auf Dich, ich verlasse mich ganz auf Deine Kraft und Deinen Verstand. Der allmächtige Gott stärke, stütze und tröste Dich. Lebe wohl! In Leben und Tod Dein treuer Vater."

Der Brief trug weder eine Orts- und Datums-Bezeichnung, noch auch eine Namensunterschrift.

Wunderbar erschien es Louisen besonders, daß Ihr Vater so viel von dem Ueberbringer sprach, der Onkel konnte doch damit unmöglich gemeint sein.

Sie verbarg und verschloß den Brief und den an ihre Mutter, den sie natürlich nicht eröffnet hatte; die beiden andern an sie gerichteten lagen lange in ihrem Schooße, ohne daß sie daran dachte einen zu öffnen . . . Endlich fiel es ihr ein, daß diese Briefe ja auch vom Vater sein und genauere Aufschlüße über ihn enthalten könnten.

Hastig riß sie daher den ersten und da sie die Handschrift der Tante Sophie erkannte, den zweiten auf. Er war von Fritz und lautete:

„Mein herziges Mädchen!

„Gestern habe ich unsrer gemeinsamen Zukunft einen Schritt entgegen gethan — ich bin Lieutenant. Vorwärts nun auf dem einmal betretenen Pfade, vorwärts und der Wahlspruch sei: Sieg oder Tod!

„Heute ist der 27. April, morgen rücken unsre Hußaren zu einer großen Uebung aus. — Thorheit! Ehe Du, mein geliebtes Mädchen, diese Zeilen in Händen hast, ist der Würfel gefallen, warum denn nicht zum Letztenmal vielleicht in dieser Welt das Herz erleichtern gegen Dich, Du Geliebte!

„Vor einer Stunde sprach mein Major mit mir, mein edler Freund und Bundesbruder. Treufeldt, sagte er, Du bist der jüngste von uns, der Sohn einer Witwe, ich gehe ein Unternehmen zu beginnen, das vielleicht wie der Funke des Pulvers das ganze geknechtete Deutschland in Flammen setzt, vielleicht aber auch das Häuflein, das mich begleitet, dem Tode in den geöffneten Rachen führt. Unrühmlich werden wir nicht fallen, das ist gewiß, aber vielleicht erfolg-los; willst Du zurück bleiben, so soll es Dir frei ste-hen, ich gebe Dir dann morgen, wenn ich mit mei-

nen Hußaren Berlin verlasse, einen Auftrag, der Dich so lange hier fesselt, bis unser Vorhaben bekannt geworden ist und man Dich offiziell abhält, uns zu folgen.

„Er setzte mir nun seine Pläne und Hoffnungen auseinander, er nannte mir den Namen der erhabenen Frau, deren Billigung sein kühnes Unternehmen heiligt.

„Dieser Name ist ja auch der Talisman, das Paladium meines Lebens! Louise! Louise! meine Geliebte, laß Deinen Segen mich begleiten, morgen gehe ich in den Kampf, in den muthigsten, verzweifeltsten, den je ein deutsches Herz gewagt. Bete für mich, für uns alle. —

„Drei Tage später.

„Es ist jetzt Mitternacht — Walpurgisnacht! Unsre kleine Schaar bivouaquirt, vor uns liegt im tiefen Schlaf ein friedliches Dörfchen, ein Kieferwald schützt uns vor Späheraugen.

„Wir haben trübe Nachrichten, Schill selbst hat sie mir mitgetheilt. Napoleon hat in drei Schlachten Oesterreich besiegt und nähert sich Wien mit großer Heeresmacht. Dörnberg, der wackre Westphahle, ist von König Jerome gefangen, wir können nicht hoffen, daß Oesterreich, Sachsen oder Westphahlen für

uns, mit uns aufstehen werden; wir müssen versuchen uns durchzuschlagen, die Zeit bringt Rath! Ich schreibe im Mondlicht, ein Trompeter-Sattel ist mein Pult, Dinte und Feder führe ich als Adjutant meines wackern Majors bei mir, ich lege diese Zeilen in einen Brief, den einer unsrer Hußaren, der sich verkleidet durch die Mark nach Pommern schleichen will, meiner lieben Mutter zu bringen versprochen. Bete für mich, Louise, mein Engel, meine theure Schutzheilige, ich werde, mag ich leben oder sterben, Deines reinen Herzens würdig bleiben . . F. T."

Louisens Herz zuckte in den gewaltsamsten Aufregungen. Die Liebe des Jünglings, der jetzt den furchtbarsten Gefahren mit einem der Ritterzeit würdigen Muthe die Stirn bot, diese edle und heilige Liebe hatte für sie etwas rührendes, etwas, das ihr Herz erhob, aber nicht entflammte.

Fritz Treufeldt stand vor ihrer Erinnerung wie ein Knabe, sie selbst erschien sich jetzt älter, reifer, erfahrener als der kleine bleiche Fähnrich mit dem Mädchengesicht und den dunkeln schwärmerischen Augen. Sie betete für ihn, wie für einen theuren lieben Bruder, verwahrte sorglich seinen Brief, und las dann den ihrer Tante, von dem sie Aufschluß

über vieles Unverständliche im Briefe ihres Vaters erwartete.

Sophie Wohlgemuth schrieb:

„Mein theures Kind!

„Mein Gatte bringt Dir ein Brief-Paquet von höchster Wichtigkeit. Der Brief Deines Vaters sollte auf anderm Wege in Deine Hände kommen, den Brief des wackern Jünglings brachte mir ein zuverlässiger Bote, der ihn aus der Hand seiner Mutter empfangen hat. — Alle diese muthigen Männer, auch mein Gatte, gehören der großen Verbrüderung der Guten und Tugendhaften, die, durch ganz Deutschland verbreitet, den einen Zweck verfolgt, das bedrängte Vaterland von der ausländischen Zwingherrschaft zu befreien.

„Jeder opfert diesem Zweck sein ganzes Ich, seine ganze Kraft. Zwei Männer, meinem Herzen theurer als mein eignes Leben, stehen fest als die Opferwilligsten in dieser erhabenen Verbrüderung voran: der Freund und Geliebte meiner Jugend, den Du in meinem Hause kennen lerntest und unter dessen Leitung Dein jugendlicher Verlobter steht, und mein Gatte, der seine bürgerliche Ehre, sein ganzes Vermögen, seine ganze Stellung voll Resignation an einen verzweifelten Wurf setzte. —

„Die Person, welche Deines Vaters Brief aus Frankreich hierher gebracht hat, wird in kurzer Zeit bei Euch sein. Es ist ein naher Verwandter Deines früheren trefflichen Tanzmeisters. Er wird sich Dir und nur Dir allein zu erkennen geben.

„Du wirst, mein liebes Kind, in kurzem eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten kennen lernen, die mir auf meinem längeren Lebenswege vorgekommen. Einen jungen Franzosen, den Colonel St. Albans. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich für Dich bei dieser Bekanntschaft fürchte. Zum Glück steht Deine schöne Schwester neben Dir, doch auch ihr wünsche ich nicht, daß der gefährlich liebenswürdige Fremde einen zu tiefen Eindruck auf sie mache. Ist er doch eben ein Fremder und Deutschlands Frauen sollten gerade in diesen schweren Zeiten ihre Schönheit und die Liebe ihrer reinen Herzen bewahren für deutsche Männer.

„Noch ein Wort, mein theueres Kind. Es betrifft den Jüngling, dem Du Dein Wort verpfändet. Ein Brief seiner Mutter, die ich seit Jahren kenne, zeigt mir, daß die frühe Liebe, die er zu Dir gefaßt, eine nachhaltige, eine für sein ganzes Leben einflußreiche sei. F. T. ist ein Jüngling mit jungfräulich reinem Herzen und die erste reine Liebe eines solchen ist sicher-

lich eines der erhabensten Gefühle, die die arme Erde hervorbringt. Du bist die Heilige, das Palladium, der Schutzengel des ritterlichen Jünglings und zugleich der Gegenstand aller seiner irdischen Hoffnungen und Träume.

„Darf ich Dich, Dich, meine Louise, ermahnen, des Kleinods dieser schönen Liebe werth zu bleiben? Du besitzest ein edles, frommes Herz, eine starke sanfte und muthige Seele, ich weiß dieß, mein Kind, aber ich weiß auch, daß Du Deinen jungen Verlobten nicht in gleicher Weise liebst, wie er Dich, und ich weiß, daß Versuchungen über Dich kommen werden, stark genug, um auch ein kräftig Herz wanken zu machen.

„Laß Dich nicht irre machen und in Versuchung führen durch andere Stimmen, die im Herzen des Weibes erwachen und von großem Einfluß sind. Verschenke Dein Ich nicht aus plötzlich erwachender Leidenschaft, verschenke es aber auch nicht aus Mitleid, Furcht, oder falsch verstandenem Pflichtgefühl.

„Die Tage der Prüfung nahen für Dich heran, Gott stärke Dich in denselben.

„Ueber Deine Herzensangelegenheiten. Deine Freier, über Euer Leben im Hause kannst Du mir durch die Post offen und ohne Zwang schreiben, nie

aber berühre nur andeutungsweise politische Verhältnisse. Nenne nie einen Namen, spiele nie auf die Stellung F. T's. an, das kleine Häuflein, das mein Jugendfreund in Kampf und Tod führt, ist von dem Machthaber der Zeit bereits in die Acht erklärt, jeder desselben, der in seine Hände fällt, wird behandelt wie ein Straßenräuber.

„Diese Zeilen, mein Kind, wirst Du verbrennen sobald Du sie gelesen, doch lies sie zwei- bis dreimal, um das alles was sie enthalten genau zu merken.

„Ich sende Dir die Grüße meiner wahrhaft mütterlichen Liebe. Singst Du auch noch fleißig, liebes Kind? Ein unausgebildetes Talent ist eine vergrabene Perle, das vergiß nie, meine Louise, und Gott segne Dich! Deine treue Tante Sophie." —

Zweites Capitel.

Mephistopheles: Da wird durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.
Göthe (Faust.)

Der Herr: Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt!
Göthe (Faust. Prolog im Himmel.)

Es waren zwei Wochen verflossen seit Louise diese Briefe erhalten, die Mutter hatte die ihrigen

auch bekommen und sich sattsam an den Trostworten erquickt, die der ferne Gatte ihr geschrieben.

Der Frühling schritt vor und jeder neue Tag brachte neue Kunde von den Siegen der Franzosen in Oesterreich.

Von dem kleinen Freicorps des Major von Schill hörte man nichts und doch begleiteten alle Herzen die Heldenschaar mit ihrem Segen.

Die schöne Lydia war viel im Hause des französischen Consuls Strombeck und machte dort mancherlei interessante Bekanntschaften. Französische Officiere aller Waffen kamen auf Urlaubsreisen auch nach Elbing, und nicht einer war darunter, der nicht der blendenden Schönheit der jungen Deutschen gehuldigt hätte.

Es war in der Mitte des Maies und herrliches warmes Wetter. Alle Bäume blühten bereits. Eine Schaar von Spaziergängern, die aus Dambitz, Vogelsang und Weingarten zurückkehrten, strömte durch das Mühlenthor. Mancher elegante Wagen war darunter und in einem derselben, dem Wagen des Consul Strombeck, saßen auf dem Ehrenplatz zwei hübsche Matronen, die Frau Consul und Madame Wohlgemuth. Zwei reizende, blühende, junge Mädchen von unverkennbarer Aehnlichkeit saßen auf

dem Rücksitze, und auf dem Bock bei dem Kutscher ein stattlicher Mann in Civil-Kleidung, auf der mit ziemlicher Ostentation der Orden der Ehrenlegion angebracht war, Herr Consul Strombeck in eigener Person.

Ein jugendlicher Officier, dessen blendende Schönheit die glänzende Uniform der französischen Jäger noch mehr hervorhob, begleitete den Wagen und zeigte in zierlichen Courbetten seine eigene Reitkunst und die Dressur seines edeln Pferdes.

Der schöne Franzose, Colonel St. Albans, war der Löwe des Tages, der Gegenstand von tausend Gesprächen, das Ziel unzähliger Blicke und er verdiente die Aufmerksamkeit, die er erregte.

Eine jugendliche und zugleich kräftige Gestalt, ein Gesicht voll sprühenden geistigen Lebens verbanden sich bei ihm mit vornehmer Geburt, ritterlichem Wesen, großem Reichthum und einer militärischen Stellung, die für seine Zukunft die höchsten irdischen Ehren erhoffen ließ. St. Albans zählte kaum fünfundzwanzig Jahre, aber die dunkle Färbung seiner Haut und eine leichte Narbe, die seine reine Stirn schmückte, ließen ihn älter erscheinen als er war.

Seit vier Tagen war er auf einer Urlaubsreise

in Elbing und der gefeierte, gehätschelte Gast im Hause des Consul Strombeck.

„Also, meine Damen, es bleibt bei Ihrem Befehl, ich darf Ihnen morgen meine Aufwartung machen?" sagte der schöne Officier, indem er sich gewandt in den Wagen beugte, „vorwärts denn, mein wackrer Meleck, und auf Wiedersehn!"

Er klopfte bei diesen in sehr gutem Deutsch gesprochenen Worten den Hals seines schönen Pferdes, und wie ein Pfeil flog dieß die Straße hinab.

Louise und Lydia wandten in gleichem Moment die reizenden Köpfchen und sahen dem graziösen Reiter nach.

Sie folgten bei dieser Bewegung einem Impulse, der mächtiger war als die anerzogene und angeübte Zurückhaltung deutscher Mädchen. Beide waren zudem noch so jung und so unerfahren. Sie ahnten nicht, daß sie alle Ursache hatten, das Interesse, welches der schöne Jüngling ihnen einflößte, vor jedem Späherauge zu verbergen.

„Wie schön er ist!" dachte Lydia, als sie Mann und Roß die Straße hinauffliegen sah, und Louise dachte: „O daß ihn Gott segnen möge den herrlichen Mann, dem wir Alle so unendlich viel zu danken haben!"

Madame Wohlgemuth aber dachte: „Dieser reiche schöne Oberst, dieser junge Graf, der Erbe der schönsten Besitzungen im schönen Frankreich, der wäre nun gerade der rechte Mann für meine schöne Lydia."

Am nächsten Morgen war der Graf St. Albans ziemlich früh im Hause der Madame Wohlgemuth, wo er von dieser und Lydien auf das freundlichste empfangen wurde.

Der junge Franzose mußte den beiden Damen wieder und wieder von dem fernen Gatten und Vater erzählen, den er in Toulon gesehen und von dem er tausend Grüße und Segenswünsche für die Seinen empfangen hatte.

Madame Wohlgemuth wünschte jedes kleine Detail vom Leben und Befinden ihres Mannes zu erfahren und hörte nicht auf zu fragen, wie er denn aussähe? ob die Luft des Südens ihm zuträglich? ob er mit allem Nothwendigen, was Frauenhand zu schaffen vermöge, versorgt sei? und hundert und wieder hundert andere Dinge, die Colonel St. Albans zwar mit einiger Zurückhaltung aber mit höchster Freundlichkeit im besten reinsten Deutsch beantwortete.

Endlich empfahl er sich, nachdem er den Damen noch eine Einladung zu einer Spazierfahrt nach dem Kloster Kadinen von Seiten des Herrn Consul für

den morgenden Tag bestellt hatte, was von Madame Wohlgemuth mit vielem Vergnügen angenommen wurde.

Indeß saß Louise in ihrer kleinen Stube, den Kopf in die Hand gestützt und das Herz voll seltsamer Angst. Sie hatte den jungen Franzosen auf dem Gange nach dem Wohnzimmer getroffen, dort hatte er sie festgehalten und leise flüsternd zu ihr gesagt: „Mademoiselle, ich suche vergebens nach einer Gelegenheit, Sie allein zu sprechen! ich war gestern Abend unter Ihrem Fenster und vorgestern, ich gab das Zeichen, das Ihnen meine Ankunft anzeigte, aber ich wartete vergebens. Ich muß Sie aber allein sprechen, vertrauen Sie mir, Sie vertrauen dem Freunde Ihres Vaters, heute Abend bin ich in Ihrem Zimmer, der Weg ist mir jetzt zugänglich."

Warum fürchtete sie die Nähe dieses Mannes? warum ward ihr so unheimlich zu Muthe bei dem Gedanken, in der Dunkelheit der Nacht mit ihm allein zu sein? Erregte denn sein Aeußeres ihren Widerwillen? hatte er irgend etwas gethan, das sie von ihm zurückschreckte? Beides war nicht der Fall und dennoch schlug das Herz des jungen Mädchens wie in Todesangst in seiner Nähe und selbst der Gedanke, daß sie bestimmte genaue Nachricht von ihrem Vater erhalten sollte, konnte sie nicht beruhigen.

„Er will in mein Zimmer kommen? der Weg dahin ist ihm eröffnet?“ fragte sie sich wohl hundertmal während des Tages, ja der ganze Tag war eigentlich nur ausgefüllt durch den Gedanken an diese Zusammenkunft. Nie hatte Louise einen ähnlichen erlebt, vor ihren Augen tanzten ohne Aufhör Lichter und Sterne. Es war ihr zu Muthe, als sähe sie alles roth, als dränge das Blut sich ihr bald nach dem Kopf, bald nach dem Herzen, und wenn sie sich recht und genau prüfte, so war die tödtliche Angst vor dem jungen Franzosen eigentlich nichts anders, wie ein seltsames, ihr bis dahin völlig unbekanntes Entzücken, ein Rausch, der durch ihre Adern rieselte und jede derselben in rascherem Tempo klopfen ließ.

Sie ging in das Gärtchen am Hause und setzte sich in die blühende Laube, die gerade bis zu ihrem Fenster die zähen Zweige der wilden Rebe hinauf ranken ließ. Dort wollte sie versuchen zu arbeiten, aber die Nadel zitterte in ihrer Hand und tausend verwirrte wunderliche Gedanken kreuzten sich in ihrem Hirn. Sie ließ die Nähterei in den Schooß fallen und weinte bitterlich. O hätte sie jetzt, auf eine Stunde nur, sich an Tante Sophiens Herz werfen und ihr die Verworrenheit ihrer Seele klagen können.

Sie war allein, so fürchterlich allein in der Welt, niemand, niemand stand neben ihr, von dem sie Rath und Schutz hätte erwarten können, und darüber weinte sie eben, weinte aus tiefstem Herzensgrund.

Indem ihre Thränen rannen, bebte sie erschreckt auf bei dem tiefen Schall einer Glocke, die fünfmal anschlug: die Betglocke der St. Annakirche.

Der Ton drang in ihr Ohr wie eine laute ernste Mahnung. War sie denn so allein, so verlassen als sie sich wähnte? war denn nicht Einer bei ihr, der sie nie verließ. Einer, der Freund ihrer Kindheit, den sie von früh aufgesucht und gefunden hatte, in der Natur und in ihrem Herzen: Gott!

An ihn sich zu wenden stand ihr in jedem Momente ihres Lebens frei.

Sie faltete die Hände, sie erhob die thränenfeuchten Augen zum Himmel und betete ein wortloses Gebet, denn sie hatte keine Worte, sie hatte nicht einmal Gedanken, nur Gefühle, die wild und heiß ihre Seele durchtobten.

Auf dem Tisch in der Laube lag ein kleines Buch, sie selbst hatte es gestern dort liegen lassen, es war ein Bändchen von Schiller.

Sie öffnete mechanisch die Blätter und ihr Auge las:

„Du mein Karl, sei mein Schützer wider diesen Fremdling."

Es war ein Blitz, der in ihre Seele fiel und deren Tiefen mit blendendem Licht erhellte.

Noch hatte sie die Leidenschaft nicht gekannt, sie hatte das Gelöbniß der Treue mit dem Herzen eines Kindes gegeben, jetzt, jetzt schlug für sie die Stunde der Prüfung!

„Du mein Freund, sei mein Schützer wider diesen Fremdling," sagte sie laut vor sich hin, und zog aus ihrem Busen ein kleines Briefchen, auf welchem der heldenmüthige Jüngling ihr die letzten Grüße seiner reinen und ehrerbietigen Liebe gesendet. Hoffnungsfreudig, an ihre Liebe glaubend, ging er dem Tode fürs Vaterland entgegen, sein letzter Gedanke, das fühlte sie, würde ein Gedanke an sie neben einem Gruß für seine Mutter sein. — Ihre Augen wurden naß, aber es waren nicht mehr Thränen der Angst. Eine heilige Rührung erfüllte ihr Herz; der reinen edlen Liebe, die sie eingeflößt, werth zu sein und zu bleiben, schien ihr das höchste Ziel, das eine jungfräuliche Seele sich wählen könne. — Treufeldt! schon der Name klang ihr jetzt bedeutungsvoll und mit einer Klarheit wie nie erinnerte sie sich der Gespräche, die sie mit dem wackern Jüngling geführt, die

Erzählung seiner abenteuerlichen Flucht und des Lieutenant von Manteufel, dem Treufeldt den letzten Labetrunk gereicht und der ihn mit den letzten Grüßen und dem letzten Segen für seine Braut beauftragt hatte.

Jetzt — wer weiß, lag vielleicht auch Fritz mit wundem Haupt, mit zerschossenen Gliedern unter irgend einem Baume am Wege und betete sein letztes Gebet für seine Braut! Und sie — was konnte die Nähe dieses schmeichelnden Franzosen ihr zu Leide thun, wenn sie den Gedanken an den fernen edelherzigen, vertrauenden Freund fest in der Seele behielt, an den Jüngling, dem sie freiwillig Herz und Treue gelobt hatte. „Das Leben hat der Kämpfe mancherlei," sagte sie sich selbst. „Der Mann hat zu kämpfen gegen die Außenwelt und ihre tausendfachen Gefahren, das Weib gegen die Gefühle, die die ärgsten Feinde der eignen Ruhe und Würde erwachen in der eigenen Brust."

Was konnte der vornehme französische Offizier ihr, der deutschen Jungfrau, sein! was durfte er ihr jemals werden? vor der Hand nichts als ein Bote des fernen theuren Vaters, künftig eine schuldlose reine Lebenserinnerung, die sie, wenn es Gott gefiele, sie einst mit dem wackern Fritz Treufeldt zu vereinen,

ihrem Gatten ohne Zagen oder Erröthen mittheilen konnte.

„Du mein Freund, sei mein Schützer wider diesen Fremdling,“ sagte sie sich noch einmal und versuchte dann von neuem zu arbeiten und — siehe, jetzt ging es frisch und fröhlich und der Tag verschwand und die Nacht deckte ihren Schleier über die frühlingsfrische Erde.

Sich zu Bette zu legen wagte Louise in dieser Nacht jedoch nicht. Sie wußte, daß ihrer eine Zusammenkunft mit dem Obristen harrte, und saß also angekleidet auf dem kleinen Rohrkanapee ihres stillen Stübchens.

Es war eine dunkle, laue Frühlingsnacht, auch nicht das kleinste Streifchen des Mondes erleuchtete die blühenden Bäume, aber einzelne Sterne blickten schüchtern aus den flockigen Wolken. Man hörte deutlich den Gesang einer fernen Nachtigall, das Rauschen des Brunnens vom Markte, das Säuseln des jungen Lindenlaubes.

Und jetzt — jetzt — es war keine Täuschung, jetzt hörte sie auch das Knacken der Laubenspaliers und der Ranken des wilden Weines unter ihrem Fenster und in demselben Moment zerschlug eine feste Hand die Fensterscheibe, griff durch dieselbe und öffnete

die Krampe. Das Fenster ging auf und mit der Gewandtheit des Marders, der das Nest der Taube beschleicht, schwang St. Albans sich in das Zimmer.

Trotz der Dunkelheit konnte Louise sehr wohl bemerken, daß er die glänzende Uniform mit einem einfachen sehr leichten Anzuge vertauscht hatte, ähnlich dem, den die Matrosen tragen, nur von feinerem Stoff.

„Hier bin ich, Louise," sagte er vor dem Mädchen niederknieend, „vergebens waren meine Bitten, mir an einem andern Orte eine Zusammenkunft zu gewähren und — sprechen mußte ich Sie um Ihres Vaters Willen, um Ihretwillen, vor allem aber für mich selbst, für mein Herz, das Sie mit heißester Glut liebt, ach nicht seit dem Moment, da ich Sie gesehen, nein länger viel länger!"

„Sprechen wir zuerst von meinem Vater," sagte Louise, deren Herz bebte bei den leisen Schmeichelworten des Mannes zu ihren Füßen. Ein electrisches Feuer schien von seinen Augen, von seinem Mund auszuströmen, das des einsamen, seiner Willkür ganz preisgegebenen Mädchens Herz in Flammen setzte, das ihre Nerven erzittern ließ in nie geahnter Angst und Wonne.

„Ihr Vater ist fern," flüsterte St. Albans, „ich bin

Dir nahe, Louise, süßes, süßes holdes Kind, das ich geliebt seit ich denken kann. Holdes Idol eines Greises, so werth auch von dem kräftigsten Herzen angebetet zu werden. Lassen Sie mich jetzt in diesem Augenblick von mir sprechen, theuere Louise, wenn ich Ihnen Nachricht, vollständige Nachricht von Ihrem Vater geben will, so kann ich nicht anders als von mir anfangen, gestatten Sie es mir!"

„Sprechen Sie," sagte Louise mit dem Versuch, sich aus den Armen zu winden, die er vor ihr knieend um ihre Taille geschlungen hatte.

„Ich bin der einzige Sohn von dem jüngeren Bruder des Mannes, den Sie, theueres Mädchen, in drückenden Verhältnissen unter dem angenommenen Namen Dutrouffel kannten.

„Mein Oheim wie mein Vater, viel bei Hofe lebend und persönlich befreundet mit den Grafen von Provence und von Artois, den liebenswürdigen Brüdern des unglücklichen sechszehnten Ludwig, gehörten zu den ersten Emigranten und lebten beide längere Zeit in der nächsten Umgebung der Prinzen, sich wie alle mit einer baldigen Rückkehr nach Frankreich schmeichelnd.

„Es war eine Täuschung der unglücklichen Verbannten; ihrer Habe, ihres Einkommens beraubt,

verarmten sie mehr und mehr im Lauf der Zeit und mein Oheim, ein eben so großmüthiger als energischer Mann, trennte sich endlich von den Prinzen und ließ alles, was er an werthvollen Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten noch besaß, seinem Bruder, meinem Vater, der verheirathet und durch seine Gattin mehr noch als durch eigne Wahl an den Hof von Coblenz gefesselt war. Er selbst behielt nichts für sich als seinen Verlobungsring, ein Kleinod, an den sich für ihn tausendfach schmerzvolle Erinnerungen knüpften; denn die Eltern seiner Braut waren unter dem Beil der Guillotine gefallen und die schöne und liebenswürdige Louise im Wahnsinn gestorben.

„Wie der ältere Graf St. Albans sein Leben gefristet, war uns allen eben so unbekannt als der Ort seines Aufenthaltes. Erst als Napoleon allgemeine Amnestie verkündete, war er nach Frankreich zurückgekehrt, er gehörte zu den wenigen Edelleuten, die einen großen Theil der Familiengüter fast ohne Schwierigkeit wieder erlangten. Napoleon wünschte alte Namen an seinen neuen Glanz zu knüpfen und der des Grafen St. Albans gehörte zu diesen.

„Eine der ersten Handlungen meines Oheims, als er sich unerwartet im Besitz von Reichthum und

Ehren sah, war, alles anzuwenden, um seinem Bruder einen Antheil daran zu geben. Mein Vater aber und meine schöne Mutter waren in der Verbannung gestorben. Ich indeß, ein Jüngling, arm und trotz der Gunst der Prinzen schutz- und freundlos, ging nach Frankreich zurück und fand in meinem Oheim einen Vater. Ich trat in die kaiserliche Armee, ich stieg von Stufe zu Stufe mit Windeseil', ich war die Freude und der Stolz meines kinderlosen einsamen Onkels.

„Oft, wenn wir zusammen waren in den einzelnen Pausen der Kriege, erzählte er mir von seinem ärmlichen Leben in dem russischen Grenzdorfe, von Ihren Eltern, von Ihnen, Louise, ich kannte Ihr holdes Bild, ich kannte Ihr liebevolles Herz, Ihren hellen Geist lange bevor ein trübes Geschick Ihren Vater in die Nähe meines Oheims führte.

„Daß ich, theure Louise, obwohl im Heere des Soldatenkaisers dienend, nicht sein Anhänger bin, noch sein kann, wird Ihnen erklärlich erscheinen. Ich bin erzogen in der Treue gegen das erhabene Geschlecht der Bourbons. Viele, viele Herzen in Frankreich fühlen wie das meine, und glauben Sie mir, Louise, es bedarf nur eines zündenden Funkens und das Gebäude von Napoleons Macht, das so

fest gegründet zu sein scheint, fliegt empor und sinkt in Trümmer. Eine Verbrüderung königlich gesinnter Männer, Jünglinge und Frauen zieht sich durch das ganze Land und schließt sich dem schönen Bunde an, der die edelsten Herzen Deutschlands vereint zum Sturze der gehaßten Fremdherrschaft. Ihr Vater, Ihr Oheim, der Consul Strombeck, der wackere Major Schill, der Minister von Stein, Herr von Schön, die Professoren Arndt und Jahn gehören ebenfalls zu dieser Verbrüderung, die sich durch alle Stände erstreckt und im gemeinsamen Wirken die Glieder einer mächtigen Kette bildet.

„Ich bin ein Officier Napoleons, aber nichts desto weniger der treueste Diener Sr. Majestät Ludwig des XVIII. und mein königlicher Herr weiß das. Ihr Vater nun, theures Mädchen, gab mir, als ich ihn in Toulon in Gesellschaft meines Oheims sprach, Grüße und Briefe für Sie und seine Gattin mit. Ich übergab dieselben einem sicheren Boten, der sie nach Königsberg in die Hände ihres Onkels brachte, mit dem ich nothwendig Rücksprache nehmen mußte, weßhalb er auch hauptsächlich die Reise nach Danzig machte.“

„Und wie lebt mein Vater?“ fragte Louise, „sein Brief verspricht mir, daß ich aus Ihrem Munde

ausführliche Nachricht von seinem Befinden erhalten soll. Die Hoffnung darauf läßt mich den Gedanken unterdrücken, daß ich hier so ganz allein mit einem Manne bin, den ich kaum kenne. Großer Gott, in den Augen der Menschen gibt es ja kein schrecklicheres Vergehen für ein Mädchen, als eine solche nächtliche Zusammenkunft."

„Was fürchten Sie, theures Kind?" sagte St. Albans zärtlich, „bin ich nicht bei Ihnen Sie zu schützen? liebe ich Sie nicht mit tiefster Innigkeit, was können Sie fürchten?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Louise bebend, „ich weiß nur, was mein Vater, o mein theurer, guter, ferner Vater, mir einst bei einer andern Gelegenheit sagte." — Die Erinnerung an die Nächte, die sie betend, weinend und ergeben zu sterben in Gemeinschaft mit Fritz zugebracht, wurde plötzlich in ihrer Seele lebendig. Das Gefühl des Vertrauens zu dem edelherzigen, aufrichtigen, ritterlichen Jünglinge, das im Moment seines Entstehens sie todesfreudig, geduldig und heldenkühn gemacht, erwachte mit voller Stärke. Es war ihr, als sähe sie Treufeldts dunkle Augen auf sich ruhen, als fühle sie seine schützende Nähe. Die Furcht vor dem Manne, in dessen Händen sie sich befand, war völlig

geschwunden und mit dieser auch der zauberhafte Einfluß, den er auf sie geübt. —

„Ich bin Dein Schützer wider diesen Fremdling!" schien die Stimme ihres jugendlichen Verlobten ihr zuzuflüstern, aber in männlicherem kraftvollerem Ton als sie bisher an ihm gekannt.

Sie fühlte, während diese Veränderung in ihr vorging, zugleich die Nothwendigkeit, sie auch demjenigen zu zeigen, der leise schmeichelnd sich ohne zu sprechen an sie drängte. Sein Hauch berührte ihre Wange, seine Arme preßten sie an sich, sie konnte im Nachtdunkel das Blitzen seiner Augen sehen und das Zittern seiner Hände fühlen.

„Ich fürchte nichts, Herr von St. Albans," sagte sie mit ruhigem festem Tone, und fühlte dabei, wie die sie umschlingenden Arme sich plötzlich öffneten. „Was sollte ich auch fürchten, ich die Verlobte eines edlen Jünglings, die Tochter des besten hochherzigen Vaters, und zumal von ihnen, den ich fast als den Sohn eines meiner ältesten Freunde betrachten kann. Sprechen Sie von meinem theuren abwesenden Vater, sagen Sie mir nur wie er lebt, nehmen Sie den Brief, den ich hier für ihn schon seit vielen Tagen geschrieben und den Sie ja an ihn befördern wollen, und erzählen Sie mir auch von meinem lieben

Freunde Dutrouffel, der sich plötzlich in einen vornehmen Herrn verwandelt hat."

St. Albans war von den Knieen aufgestanden und schlich mit dem leisen Tritt einer Katze im Zimmer umher. Endlich näherte er sich dem Mädchen von Neuem, setzte sich ihr gegenüber und flüsterte so leise, daß sie ihren Kopf dicht zu ihm beugen mußte, um seine Worte zu verstehen:

„Ihr Vater war gesund, als ich ihn verließ. Dem Einfluß meines Oheims ist es gelungen ihn dem traurigen Geschick zu entreißen, dem er verfallen war. Man hatte nämlich für gut gefunden, ihn als gemeinen Dieb zu bestrafen, und so schmachtete er denn fast ein Jahr lang auf den Galeeren von Toulon."

Louise glaubte einen gräßlichen Traum zu träumen. Die Galeeren! der Inbegriff alles Schrecklichen knüpfte sich für das junge Mädchen an das nun bekannte Wort. Als Dieb bestraft! Er, ihr theurer lieber Vater, der redlichste, ehrenhafteste aller Menschen!

„Fahren Sie fort, Herr Graf," sagte sie mit einer Stimme, die vor Mitleid zitterte, „o mein armer, mein innigst geliebter Vater!"

„Beruhigen Sie Sich, theure Louise," sagte der

Franzose, „beruhigen Sie Sich. Mein Onkel sah ihn, er arbeitete im Arsenalhof von Toulon zusammengekettet mit einem französischen Taschendiebe.“

Louise hielt die Hand vor die Augen, aber obgleich sie glühten von entsetzlichstem Schmerz, so entquoll ihnen doch keine lindernde Thräne. „Mein Vater an Ketten, während wir hier oft, o wie oft, trotz seiner Abwesenheit lachten, scherzten und alle Vergnügungen genoßen, die sich uns darboten. O meine Mutter darf dieß nie erfahren, es könnte sie wahnsinnig machen!“

„Mein Oheim erkannte den wackern Mann,“ fuhr St. Albans zu erzählen fort, „er suchte und fand die Gelegenheit, ihn zu sprechen und sich zu überzeugen, daß keine zufällige Aehnlichkeit ihn täusche, und von dem Moment ab that er alle nur möglichen Schritte, zuerst seine Lage zu erleichtern und ihn endlich aus derselben zu befreien.

„Es gelang ihm durch Vermittlung der Kaiserin Josephine, der er die Verhältnisse des armen deutschen Sträflings auseinandersetzte und die ihren ganzen Einfluß aufbot, die Begnadigung eines Mannes zu erwirken, dessen ganzes Verbrechen die Treue für seinen Monarchen war. Herr Wohlgemuth lebt jetzt als Gefangener zwar, aber in anständiger Haft,

in Toulon. Für seine Bedürfnisse sorgt mein Onkel, der darin nur eine Schuld der Dankbarkeit abträgt. Auch erwirbt er sich selbst etwas, indem er im Bureau des Arsenals als Copist arbeitet und seine Gewandtheit in der französischen Sprache ist ihm dabei von großem Vortheil. Mein Oheim besucht ihn fleißig, hat sich die Freude gemacht ihn mit einigen sehr wackern Männern bekannt zu machen, und so hofft er ihm mit der Zeit zu seiner Freiheit zu verhelfen und es ihm möglich zu machen, wieder in die Arme seiner Familie zurück zu kehren."

„O daß ich bei ihm sein könnte," sagte Louise mit dem ganzen Ungestüm ihres heißen Schmerzes, die Hände ringend, „daß ich sein Leid theilen und durch meine Liebe erträglich machen könnte!"

St. Albans hatte von Neuem seine Arme um sie geschlungen und zog sie heftig an seine Brust.

„Das hab' ich von Dir erwartet, schönes muthiges Mädchen," sagte er flüsternd und sie fester und fester an sich ziehend. „Ich kann Dich zu Deinem Vater bringen, wenn es mit diesem Wunsche Dir Ernst ist. In wenigen Wochen gehe ich nach Frankreich zurück. Es ist mir ein Leichtes Dich mitzunehmen als meine Freundin und süße Begleiterin.

Sag ja, Louise, vertraue meiner Liebe und in kurzem führe ich Dich in die Arme Deines Vaters."

Das war der Moment, der entscheidende im Leben des jungen schutz- und rathlosen Mädchens.

Tausend Gefühle wogten in ihrer Brust auf und ab. Der Gedanke, zum Vater eilen, ihn pflegen, trösten zu können, war so unsäglich süß, und süßer fast noch der, diese weite weite Reise in der Gemeinschaft, in der nächsten Nähe des Mannes machen zu können, der eine Art von Zauber auf ihre Seele ausübte, für den Louise jetzt freilich noch keinen Namen hatte.

Der Schritt ins Verderben hatte hier den Anstrich einer That edler Kindesliebe.

Unerfahren, ohne Menschenkenntniß, ohne eine Ahnung von den Leidenschaften, die das Elend des Weibes vorbereiten, und doch auf dem Wege sich einer solchen hinzugeben, besaß sie keinen Freund, der ihr hätte rathen können, hatte sie keinen andern Führer als die Stimme des eigenen jugendlichen Herzens, das sich in gefährlicher Weise nach der Seite hinneigte, wo für sie das schrecklichste Verderben lauerte.

„Ich will mich mit Gott berathen, Herr von St. Albans," sagte sie leise, als sie sich wieder umstrickt fühlte von den Armen des schönen Versu-

chers, „und wenn ich mich genau geprüft, ob nichts anderes als der Wunsch meinem Vater nützlich zu sein mein Beweggrund sei, und wenn ich mir nach reiflicher Ueberlegung sagen kann, daß er, mein theurer lieber Vater selbst, meinen Schritt billigen würde, dann will ich mit Ihnen gehen und Ihnen vertrauen als wären Sie mein Bruder."

St. Albans versuchte es sie auf seine Kniee zu ziehen, indem er leise im innigsten Tone die Frage in ihr Ohr flüsterte, welch ein anderer Beweggrund, als die Liebe zu ihrem Vater, sonst noch ein solches edelmüthiges kindliches Opfer veranlassen könnte; aber sie machte sich von ihm los und zum Himmel aufblickend, bemerkte sie das erste Grau des dämmernden Frühlingstages.

„Gehen Sie jetzt," sagte sie mit einer ernsten Ruhe, die das Zucken ihrer Lippen Lügen strafte, „gehen Sie. Eines Mädchens Ruf ist ja vernichtet, wenn die Welt erfährt, daß ein Mann in der Nacht bei Ihr geweilt, gehen Sie, Sie haben meinen Brief; meine Antwort auf Ihr jetziges Erbieten werde ich Ihnen geben, wenn ich mich selbst entschlossen habe."

„So leb' denn wohl für jetzt, süßes schuldloses Geschöpf," flüsterte St. Albans und drückte, ehe sie es

wehren konnte, einen heißen Kuß auf ihre dichten Locken.

Er hatte die Lippen berühren sollen, aber das zitternde Mädchen hatte das Haupt gebeugt und so blieb der jungfräuliche Mund rein von der unreinen Berührung.

Ein leiser Fluch zischte in Louisens Ohr als der schöne Versucher sich aus dem Fenster schwang und mit der Gewandtheit der Katze hinab in den dunkeln Garten kletterte.

Sie befand sich nun allein. Ein paar Minuten lang noch wirkte der seltsame gefährliche Einfluß, den St. Albans' ganze Persönlichkeit, vereint mit dem Geheimniß, das er mit ihr allein theilte, auf Louise besaß.

Die aufgeregten Wellen des jugendlichen Blutes ebneten sich allmählig, ihre Gedanken fingen an sich zu ordnen. Ehe noch der Tag völlig angebrochen, war ihr Eines völlig und gänzlich klar geworden, daß nämlich ihr Vater in die Reise unter keinem andern Schutze als dem des jungen französischen Officiers niemals willigen würde, wenn sie ihn darum fragen könnte.

Ein zweiter Gedanke fing an, sie ernst und unangenehm zu beschäftigen: Wie war St. Albans

in den verschlossenen, von allen Seiten mit Gebäuden umgebenen Hausgarten gekommen? Ohne Vermittlung einer Person, die die Thüren des Hinterhauses ihm geöffnet, wäre das nur für ein Geschöpf möglich gewesen, dem die Gabe des Fliegens zu Gebote stand. Nur jemand von den eigenen Hausgenossen konnte dem nächtlichen Gaste die stets verschlossene und verriegelte Pforte geöffnet haben.

Ahnungen von etwas Unheimlichem, von Verrath, der neben ihr laure, durchzuckten ihre Seele. Die Angst vor dem schönen und schmeichelnden Botschafter des fernen Vaters war peinlich und aus ihr entwickelte sich, als die Sonne klar am Himmel heraufgestiegen war, die Ueberzeugung, daß der Charakter des jungen Franzosen zum mindesten ein äußerst zweideutiger sei.

Herr von St. Albans diente im Heere des französischen Kaisers, empfing und genoß von demselben manigfache Gnadengaben und Auszeichnungen, und war dennoch ein heimlicher Agent der vertriebenen Königsfamilie, verbrüdert und verschworen mit allen Denen, die ein natürliches menschliches Interesse hatten, an dem Sturze dieses Herrschers zu arbeiten.

Hier trug der schöne Mann jedenfalls zwei Gesichter unter einer Kappe, und Louise war viel zu jung,

war viel zu sehr Weib, um zu ahnen, daß in der Politik sehr vieler Personen und Gemeinschaften der Begriff der Rechtschaffenheit und Ehre wegfällt.

Der Tag war da. Sie kannte das Geschick ihres Vaters, sie hatte den langen, langen Brief, den sie für ihn geschrieben, in die Hände Desjenigen gelegt, den er selbst ihr dazu empfohlen. Dieser Brief enthielt alles, was dem theuren Vater zu wissen wichtig sein konnte. Er enthielt neben den Versicherungen ihrer innigsten Liebe auch die, daß sie sich fernerhin bestreben wollte, der Mutter nach Kräften eine Stütze zu sein.

Jetzt im halben Licht der Frühlingssonne sah sie deutlich, was die Nacht und ein Gefühl, über das sie sich nicht Rechenschaft geben konnte, ihr verhüllt hatten.

Ihr Vater würde, wenn er darum gefragt würde, nie, nie darein gewilligt haben, daß sie die Mutter verlassen, heimlich verlassen dürfe, um unter dem Schutze eines fremden zweideutigen Mannes zu ihm zu kommen.

„Töchter gehören unter die Flügel der Mutter, bis ein Gatte sie liebend unter die seinen nimmt!" hatte sie den Vater so oft, so oft in früheren Zeiten

sagen hören. Sollte dieß Wort nicht auch jetzt zur Richtschnur für sie völlig ausreichen?

„Gott segne und beschütze Dich, mein theurer abwesender Vater!" betete sie aus tiefstem Herzensgrunde. „Ich will lieber Deinen Willen, so weit er mir bekannt ist, ganz und vollständig erfüllen, als eigenmächtig handelnd, selbst aus Liebe zu Dir, Deine weisen Gebote verletzen. Gehorsam ist des Weibes erste Pflicht! am meisten aber die eines so jungen unerfahrenen Mädchens als ich es ja noch bin. Gott segne Dich und den wackern Freund, der sich Deiner in Deiner Noth angenommen. O mein lieber trefflicher Herr Dutroussel, wer von uns hat wohl geahnt, als Du in weißseidenen Strümpfen einst bei uns Tanzstunde gabst, daß Du die Sklavenkette vom Fuße meines armen Vaters lösen würdest!" —

Drittes Capitel.

Und ob auf dem Schaffotte hoch,
Und ob der Tod in Schlachten wirbt,
Der schönste Tod, das bleibt der doch,
Den man für seine Brüder stirbt.

Irisches Volkslied.

Deutsches Volk, Du herrlichstes vor Allen,
Deine Eichen steh'n, Du bist gefallen! Körner.

„Friede seiner Asche!" sagte Vetter Wilhelm, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf- und abgehend, wo Magister Fisch so eben einen Brief des Präsidenten von Itzstein bei verschlossenen Thüren vorgelesen. „Nehmt alles zusammen, er war ein Mann!" setzte er dann hinzu, „und — er starb einen schönen Tod. Sehen Sie noch einmal an der Thüre nach, Magister, ob Niemand horcht und lesen sie mir die betreffende Stelle dann noch einmal vor."

Der Magister that wie ihm geheißen und las dann:

„Den Rücken durch eine Scheune gedeckt, an deren Mauer der Schwerverwundete sich späterhin lehnte, vertheidigte er sich, von einem einzigen seiner Offiziere unterstützt, gegen eine furchtbare Ueberzahl

westphälischer Soldaten. — Seine Augen schienen Funken zu sprühen und im wilden Toben des Kampfes konnte man deutlich die mächtige Stimme des Parteiführers erkennen, der seinen Gegnern zurief: Schämt Euch, Deutsche! schämt Euch, Kameraden! während ein neben ihm zusammengehauener Officier, man sagt, der Lieutenant von Galletius, sich noch einmal aufrichtete und mit dem letzten Rest seiner Kraft den blutigen Stummel seines Armes erhebend, schrie: Deutsche! Deutsche Hunde sind es, die uns hier ermorden!

„Als des Majors rechter Arm zum Kampf unfähig geworden, vertheidigte er sich noch wüthend, indem er den Säbel in die linke Hand nahm. Ein furchtbarer Hieb über den Kopf streckte ihn endlich zu Boden und fast in demselben Moment verschwand auch der letzte seiner Kameraden, der mit Ausdauer neben ihm gefochten. Ob er gefallen, ob er gefangen, ob es dem sehr tüchtigen Kämpfer möglich geworden, im Gedränge zu entkommen, niemand weiß es. — Die gefangenen Officiere werden erschossen. Napoleon läßt sie als Straßenräuber behandeln, die Gemeinen kommen auf die französischen Galeeren. In Stralsund werden von Seite der Franzosen die strengsten Nachforschungen gehalten nach

den Unglücklichen. Sie sind völlig geächtet und vogelfrei.

„So hat ein Unternehmen geendet, von dem sich manche kühne Geister großes, gewaltiges versprochen haben. Uebrigens schicke ich Dir — —"

„Genug! genug!" unterbrach der Blinde den Vorleser, „schweigen Sie mir mit der übrigen Misère dieses Briefes. Wenn mein Vater mir nicht einmal so viel Geld mehr geben will, als ich zu den nothwendigsten Bedürfnissen brauche, so geht das denn doch über alle Grenzen hinaus. Ich begreife überhaupt den Mann nicht, der in seinen alten Tagen gemein geizig zu werden scheint. Indeß gleichviel, wie gehören solche elende Alltäglichkeiten in so nahe Berührung mit den erhabenen Gedanken, die der Tod dieses Soldaten in jeder Brust erwecken muß. Ein Opfertod! es kehren die Zeiten wieder, in denen das Gefühl noch seine volle Macht hatte über das Menschengeschlecht! —

„Geben Sie mir den Brief meines Vaters, Magister, aber schneiden sie sorgfältig die Stellen, welche meine Geldforderungen betreffen, ab. Ich will herunter gehen und mir von Louisen diesen Heldentod vorlesen lassen."

In dem Wohnzimmer der Madame Wohlgemuth

saßen eine Schneiderin, Louise, die Mutter und noch ein zur Hilfe herbeigerufenes Nähmädchen um einen großen Tisch, auf dem allerlei Dinge lagen, die nichts festeres zu sein schienen als Spinnengewebe. Es waren Rollen weißen feinen Crepps, von denen zwei Ballroben für die jungen Mädchen gefertigt werden sollten zu einem ungemein glänzenden Ball, den der Herr Consul Strombeck zu Ehren einiger französischen Officiere zu geben beabsichtigte, die in Elbing anwesend waren.

Auch der Bankdirector Wohlgemuth war von Danzig zurückgekehrt und fand sich veranlaßt, seine Reise nach Königsberg bis nach diesem Feste hinaus zu schieben, und er saß mehr hindernd als fördernd mitten unter den sehr beschäftigten Damen.

Lydia betheiligte sich freilich nicht an der Näherei. Das anhaltende Krummsitzen war ihr widerwärtig, sie hatte aber dennoch den Präsidentenplatz bei diesem ernsten Geschäft und saß halb zurückgelehnt in einem sehr altmodischen Armstuhl, der noch aus der Familie Itzstein stammte.

Der Bankdirector hatte die Augen fest auf die schöne Tochter seines Bruders geheftet. Es lag unverkennbare Bewunderung in diesem Blick.

Der lebhafte Eintritt des Blinden störte die Scene.

„Nachricht von meinem Vater," sagte er, die Thür kaum hinter sich zuziehend.

„Was schreibt der Präsident?" fragte eifrig der Bankdirector.

„Das Corps des Majors von Schill ist gänzlich aufgerieben."

Der Bankdirector trat ans Fenster und lehnte sein bleiches Gesicht an die Scheiben.

Louise ließ die Nätherei aus der Hand fallen und blickte voll tiefen Schmerzes gen Himmel.

„Haben wir nicht den Major von Schill in Ihrem Hause kennen gelernt, Herr Schwager?" fragte sehr gelassen Madame Wohlgemuth und der Bankdirector antwortete mit größter Festigkeit: „Keineswegs, Frau Schwester! der Major von Schill ist ein Landesverräther, nach Sr. Majestät eigenem Ausdruck, und keinem von uns persönlich bekannt."

„Da habe ich mich also geirrt," sagte Madame Wohlgemuth gleichgiltig.

Louise hatte rasch das Zimmer verlassen und war in ihr Stübchen geeilt.

„Fritz! Fritz! o Gott, während Du in den Tod gingst, machte ich kindische Vorbereitungen zu erbärmlichen Vergnügungen!" rief sie hier schluchzend.

Vetter Wilhelm, der ihr nachgefolgt war, legte

die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Lies diesen Brief meines Vaters, lies ihn mir laut vor, Louise, der Heldentod Schills ist darin geschildert."

Louisens Augen waren flüchtig über das zerschnittene Papierblatt geeilt.

„Ich kann nicht lesen, Vetter," sagte sie mit zitternder Stimme, „jetzt nicht, lassen Sie mich allein, ich bitte Sie darum, ich muß allein bleiben."

„Ah," sagte der Blinde, indem ein glückliches Lächeln über seine Züge glitt, „ich will Deinen Gefühlen nicht Gewalt anthun, mein süßes Mädchen. Ich wußte wohl, daß in Deinem Herzen sich Verständniß für alles Gute und Schöne findet. Später denn, Louise, später! wenn Du gesammelter, ruhiger bist, auch in das Schlimmste lernt ein tüchtiges Herz sich finden."

Er ging und ließ den Brief in Louisens Händen, die sich niedersetzte und wieder und wieder die verhängnißvollen Zeilen durchlas.

„Mein Himmel," sagte Madame Wohlgemuth, „ich begreife wirklich nicht wo Louise bleibt. Wir haben alle Hände voll zu thun und das Mädchen scheint nicht einmal helfen zu wollen. Rufe sie doch, Lieschen, und bring gleich ein Plättbrett mit und ein

nicht zu heißes Eisen, wir müssen die Atlaseinfassungen ein wenig aufplätten, bevor wir sie aufsetzen."

„Mamsell Louise sitzt in ihrer Stube und weint," berichtete das wiederkehrende Mädchen.

„Herr Gott, sie weint, was kann dem Kinde fehlen?" sagte die Mutter, „ich will nur selbst gehn und nachsehn."

„Was hast Du denn, liebes Herzchen? wer hat Dir etwas gethan?" fragte sie bei der Tochter eintretend mit vollständiger Seelenruhe, ohne die tiefe Aufregung des armen Mädchens im mindesten zu bemerken.

Das Bedürfniß, den Schmerz, der ihre Seele zerriß, auszusprechen, war größer als die Ueberlegung, die Louisen jedenfalls hätte sagen müssen, daß ihre Mutter die letzte Person sei, bei der sie Theilnahme erwarten könnte.

Heiß weinend warf sie sich in die Mutterarme und ließ den Thränen freien Lauf, die dem Innersten ihres Herzens entströmten.

„Aber Kind, liebes Kind, um Gotteswillen, was hast Du nur?" sagte die erschreckte Frau. „Gefällt Dir Dein Ballkleid nicht? willst Du lieber eins von schwerer Seide? thut Dir was weh, Louischen? — oder, oder Herr Jesus Christus, hat

der Onkel Bankdirector am Ende gar schlimme Nachrichten von unserm armen, lieben Vater gebracht?"

„Fürchten Sie das nicht, meine gute Mutter," entgegnete Louise, die den Schmerz mitfühlte, der bei dem Gedanken an den abwesenden Gatten sich auf dem sonst so gleichmüthigen Gesichte ihrer Mutter malte. „Dem Vater geht es wohl, wie wir wissen, er hat in der Ferne einen Freund gefunden, der ihm die Tage der Verbannung erträglich macht, und auch ich bin nicht krank."

„Na, dann mach' mir auch keinen unnützen Schreck und keine Unannehmlichkeiten, liebes Kind, komm hübsch herunter und hilf, wo es nöthig ist, wir haben fürchterlich zu nähen, besonders da Lydia darauf besteht, daß ihr Kleid die vielen, vielen Stülpsäume bekommt, und Deins muß ja auch noch gemacht werden."

„Ich werde den Ball nicht besuchen, liebe Mutter, ich bitte gestatten Sie mir, daß ich zurückbleiben darf, ich kann nicht mit den Schmerzen, die mir das Herz zerreißen, unter fremden Menschen herumgehen, tanzen, Musik hören, Blumen in mein Haar stecken, ich kann nicht, Gott erbarme sich meiner!"

„Aber mein Himmel, was kränkt Dich nur, liebes Kind?" sagte Madame Wohlgemuth halb ärger-

lich, halb mitleidig, „es ist ja doch gar nichts geschehen, das Dir Grund zu solcher schrecklichen Betrübniß gegeben."

„O Mutter! Mutter! und der Tod des Major Schill und seiner wackern Schaar? und die Behandlung, die den Wenigen, welche den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde nicht gefunden, zu Theil wird? O Mutter, liebe Mutter, und unser ganzes geknechtetes, geschändetes Land, unser schwer leidende König, unsere schöne, sanfte, dem Kummer fast erliegende Königin? Ich kann nicht tanzen, Mutter, und noch dazu auf einem Ball, den man den Feinden unseres Landes zu Ehren veranstaltet."

Madame Wohlgemuth sah so verwundert aus, als ob ein Stück vom Himmelsgewölbe in ihrer Nähe eingestürzt sei.

„Darum weinst Du? darum willst Du den glänzendsten Ball nicht besuchen, den es in diesem Jahre geben wird? darum läßt Du alle Arbeit liegen und setzest Dich in Deiner Stube hin, als ob Dir wer gestorben sei? aber mein liebes Kind, was geht Dich das denn alles an? Frauenzimmer müssen sich um Politik und dergleichen gar nicht bekümmern, davon verstehen sie nichts, und es kleidet sie

auch nicht, und die Männer lieben das auch an uns nicht, es geht uns ja auch gar nichts an."

„Aber Mama, wenn Du einen Sohn, einen Bruder unter dem Schill'schen Corps gehabt hättest und wüßtest, daß er entweder in Stücken gehauen auf dem Kampfplatz läge oder als Verbrecher erschossen werden soll?"

„Ja! das wäre was andres, dann hätten wir Grund zum Trauern; Gott Lob, daß das nicht der Fall ist."

„Aber Mama, tausend Mütter haben Söhne jetzt so verloren. Tausende weinen und es sind Kinder unseres Landes. Mama, liebe Mama! Du sagst, Frauen sollen sich um Politik nicht kümmern und doch sind sie es, die am meisten leiden müssen durch alle traurigen Zeitverhältnisse. Entrissen die politischen Verhältnisse uns nicht den Vater? verjagten sie uns nicht aus unsrer lieben Heimath? untergruben sie nicht unsern Wohlstand? und doch sind wir glücklich im Vergleich mit so vielen andern. Unzähligen Frauen raubte der Krieg den Gatten, unzähligen Jungfrauen den Bruder oder Verlobten, und das Alles soll uns nicht kümmern?"

„Aber mein liebes Kind, was können wir denn dabei thun? wir können doch nicht in den Krieg

ziehen, wir können die Franzosen nicht zum Lande hinaus jagen, was sollen wir denn nach Deiner Meinung anfangen?"

„Beten, streben, hoffen," sagte Louise mit Eifer. „Den Leidenden unsre Thränen, den Kämpfenden unsre Begeisterung weihen, den Feinden des Landes zeigen, daß wir nicht ihre Freundinnen, nicht die Verehrerinnen und Nachäfferinnen ihrer ausländischen Art, sondern deutsche Frauen sind, treu der heimischen Sitte, und mit unsern Herzen in unsrem Land wurzelnd."

In diesem Augenblick trat der Bankdirector in Louisens Zimmer.

„Du sprichst laut und eifrig, theueres Kind," sagte er, das aufgeregte Mädchen bei der Hand nehmend, — „und Du hast Recht, ach, wie Recht, meine herzige Louise! Wo die Frau das Vaterland liebt, da wird sie dem Sohn, dem Geliebten, dem Bruder, dem Gatten ihr heiliges Feuer mittheilen. Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Herzen bildet das Weib die Welt. Aber hier mein Kind, in diesem einzelnen Fall, mußt Du nachgeben; wir müssen den Ball im Strombeck'schen Hause besuchen, wie Herr Strombeck ihn geben muß, trotz des Elends der Zeiten,

trotz des Todes so vieler Helden, ja eben deßwegen. Viele Augen blicken lauernd auf uns." —

„Wenn es sein muß, wenn es ein Opfer ist, das ich bringe, nicht ein Vergnügen, das ich genießen soll, Onkel," entgegnete Louise gefaßter, „so bin ich bereit. Es werden ja der Opfer so viele, so verschiedene vom Menschenherzen gefordert."

„Also Louise geht," sagte der Director sie unterbrechend, „und Sie, meine liebe Schwägerin, eilen nun und fördern unten die Arbeit, in wenigen Augenblicken bring ich Ihnen auch die fleißige Helferin."

„In Gottes Namen, laß sie sich immer erst etwas beruhigen, ich fürchte sie redet mehr als in diesen Zeiten gut und klug ist," entgegnete die Mutter und schlüpfte eilig aus dem Zimmer, während der Bankdirector gedankenvoll auf- und abging.

„Meine Frau hat Dich richtig beurtheilt, theueres Kind," sagte er endlich, vor dem noch immer leise weinenden Mädchen stehen bleibend. „Nimm Dich aber zusammen, liebe Louise. Es ist dringend nothwendig, daß niemand ahnet, wie nah uns alle diese traurige Begebenheit berührt. Der ärgste Fluch der Sklaverei ist, daß sie auch die Verstellung nothwendig macht. Sei klug mein Kind, alle Früchte reifen mit der Zeit." —

Es war der Abend des glänzenden Balles. Louise und Lydia standen in ihren weißen Crepp-kleidern im Zimmer und erwarteten die Equipage. Lydia hatte einen Kranz von rothen und weißen Rosen in den Locken, rothe und weiße Rosen in Fülle auf den Säumen ihres Kleides, einen Rosen-strauß in der Hand und Rosenglut auf den Wangen. Louisens Anzug war verziert mit Flachsblüthen, die ungemein zierlich geordnet den Kranz im Haar und Sträußchen auf dem Kleide bildeten.

Madame Wohlgemuth, in einem Kleide von stief-mütterchenfarbigem Atlas, in dem noch immer reichen Haar eine Straußfeder, konnte selbst neben ihren schönen eben aufblühenden Töchtern für eine noch jugendlich schöne Frau gelten.

Ihre Schönheit bestand aber wie die ihrer älte-sten Tochter in der außerordentlichen Regelmäßigkeit der Züge und der Reinheit und Frische des Teints, während das leicht von den Pocken gezeichnete Ge-sicht Louisens zwar auf Schönheit vielleicht keinen Anspruch machen konnte, aber durch den unendlichen Liebreiz des verständigen und milden Ausdruckes fesselte.

Der Bankdirector holte die Damen in des Herrn Consuls eigenem Wagen ab und sah mit

Wohlgefallen auf die drei schönen Gestalten, die seiner Führung anvertraut.

Es war der erste Ball, den Louise in ihrem Leben besuchte. Für die meisten jungen Mädchen ein bemerkenswerthes Ereigniß, das Austreten gleichsam aus der Kinderstube in die Welt der Erwachsenen.

Ach Louise hatte diese Lebensphase nicht im Geräusch und Geflimmer eines Ballsaals betreten.

In der ernsten traurigen Scheidestunde des Vaters war auch die Harmlosigkeit des Kinderlebens von ihr geschieden und manchen langen Tag, manche schmerzliche Nacht hindurch hatte sie die Sorgen der reiferen Jahre getragen, wenngleich die Freuden derselben ihr wenig bekannt geworden.

Mit dem tiefen Schmerz in der Seele, der sich fast wie ein Gewissensvorwurf bei ihr kund machte, kam ihr die Ballust unsäglich schaal und albern vor.

Sie tanzte, weil sie tanzen mußte, weil sie aller Augen auf sich fühlte und weil die leisen Worte des Onkels sie immer wieder in das wilde Getreibe zurückjagten; aber die Musik klang ihr wie Hohngelächter erzürnter Geister und die Gespräche erschienen ihr wie Spott über das Leid, das schwer auf ihrer Seele lag.

Eines nur sah sie und auch das nur wie durch

einen dunkeln Schleier: Colonel Graf St. Albans und ihre Schwester Lydia waren das schönste Paar in der glänzenden Gesellschaft und erschienen wie zu einander gehörig fast überall neben einander.

Sie hatte den jungen Franzosen, seit sie jenes Gespräch in dunkler Nachtstunde mit ihm gehabt, nicht mehr gesehen. Er war in Danzig gewesen und wieder nach Elbing gekommen, er hatte ihre Mutter mehrere Male besucht, sie aber hatte sich geflissentlich fern von ihm gehalten. Eine ernste strenge Selbstprüfung hatte ihr gesagt, daß dieser Mann ihrem Herzensfrieden Gefahr bringen könne, daß es nicht gut für sie sei, seinen Gesprächen zu lauschen, seinen Blicken zu begegnen, und so war sie ihm in scheuer Klugheit aus dem Wege gegangen.

Madame Wohlgemuth strahlte vor Entzücken. Ihre Tochter, ihre schöne Lydia war die gefeierte Königin des Balles, und laut und leise flüsterten alle Stimmen, daß auch die jüngere, die ernste stille Schwester der strahlenden Schönheit eines der anziehendsten Mädchen sei.

„Wenn sie der Vater sähe, lieber, lieber Herrgott,“ dachte die beseligte Mutter, „wenn sie so der Vater sähe, wie würde er sich freuen, und — wer weiß, die Eine sieht er vielleicht bald. St. Albans verläßt

meine Lydia keinen Augenblick, vielleicht, wer weiß — kann ich die beiden Menschen nach Frankreich begleiten und dort bei meinem armen guten Manne leben. Die Erfahrung wird ihn klüger gemacht haben, er wird sich dort dem unterwerfen, was ja doch nicht zu ändern ist und — lieber Himmel, mir ist's ganz gleichviel, ob hier oder in Polen oder in Frankreich, wo wir zusammen sind, wo wir unsere Kinder, unser Auskommen haben, da ist mein Vaterland." —

Gleich nach dem Balle reiste der Bankdirector nach Königsberg und nahm von Louisen einen langen Brief an seine Gattin mit.

Er lautete:

„Theure Tante!

„Dir und nur Dir allein kann ich die vielfachen Schmerzen und Aengsten klagen, die meine Brust durchziehen. Es ist eine Schwüle um mich, die mir der Vorbote furchtbarer Gewitter zu sein scheint.

„Ich mache mir schwere bittere Vorwürfe und weiß kaum worüber. Bald denke ich, ein entsetzliches Unrecht begangen zu haben, weil ich, deren Wort und Treue seit den Kindertagen verpfändet ist, mich mit einer Gewalt, der ich nur durch Aufbietung meiner ganzen Kraft widerstehen kann, zu dem fremden Mann gezogen fühle, den ich doch selbst für

falsch und doppelzüngig erkannt — bald wieder fürchte ich eine lieblose Tochter zu sein, weil ich dem Boten meines armen fernen Vaters nicht die Aufmerksamkeit geschenkt, auf die er wohl Anspruch machen konnte. Gott helfe mir! rathe Du mir, tröste Du mich, meine theure Tante, meine einzige Freundin!

„Armer Fritz! ob er todt sein mag, der kühne ritterliche Jüngling? o daß er gestorben auf dem Bette der Ehre und nicht —

„Tante! in Wesel sind zwölf Officiere erschossen. O lieber großer Gott, zwölf weinende Mütter klagen die grausamen Sieger an.

„Tante, liebe Tante, haben wir denn keine Männer in unserm schönen Vaterland, die das Schwert führen und uns befreien können von dem Joch dieser Fremden? — Mein armer Vater! o wie schmerzlich, wie fürchterlich ist sein Loos, fern von seiner Familie, die er ohne seinen treuen Schutz weiß, im fremden Lande, gefangen, arm und von der Barmherzigkeit eines reichen Beschützers lebend. Er, so gewöhnt an Arbeit und edle Selbstständigkeit. — Denke ich an das Alles, dann ist mir zu Muthe, als ob der Sonnenschein am Himmel nur heller Hohn des allgemeinen Elends sei, als ob es nichts Wünschenswerthes mehr gäbe, als die Kraft, ein Schwert zu führen. O liebe Tante,

und dabei sticken wir Kleider, winden Blumenkränze, gehen auf Bälle — ach und finden Wohlgefallen an den Feinden unseres Landes, die uns den Fuß auf den Nacken setzen. — Schmach! Schmach!

„O meine einzige Freundin auf der Welt, einziges Herz, das meine Schmerzen und Klagen versteht, sage Du mir, ist denn das Gefühl, das Liebe genannt wird, so ganz unabhängig von unserm Willen und Erkenntnißvermögen? Muß man lieben, was man hassen möchte? ist Liebe etwas anderes, als Folge der Achtung und Zuneigung, die uns die edlen Eigenschaften eines Mannes einflößen? Kann man denn lieben, was man als unrein, als zweideutig genau erkennt?

„O Tante Sophie, ist je ein Mädchen gewesen, das mütterliche Liebe und mütterlichen Schutz nöthig hat, so bin ich es, ich Arme, mir selbst fremd Gewordene.

„Ich habe Dir noch nicht alles gesagt, das Schlimmste ist noch zurück; wirst Du mich noch lieben können, meine einzige Freundin, nachdem ich es Dir gestanden?

„Als St. Albans mir sagte, daß er mich liebe, als er mir anbot, mich unter seinem Schutz zum Vater zu führen, hatte ich die Kraft, ihm zu wider=

stehen. Er erschien mir wie der Versucher, und Gebet und das Andenken an die Verpflichtungen, die ich gegen Fritz habe, dessen reines und treues Herz vielleicht schon von feindlichen Kugeln durchbohrt ist, reichten aus, ihn zurück zu weisen.

„Jetzt — o ich schäme mich vor mir selbst, den unreinen Gedanken Worte zu geben — jetzt beneide ich meiner Schwester die Huldigungen des Mannes, die ich doch für mich weit mehr fürchte als wünsche. —

„Immer möchte ich hingehn und Lydia vor einer großen Gefahr warnen, in der sie schwebt, wenn ich sehe, wie St. Albans nur für sie Augen hat, und wie sie, meine arme schöne Lydia nur noch in ihm zu leben scheint. Da er aber ihr ja die Anträge nicht machen kann, die er mir gemacht, weil Lydia ihn nicht als Abgesandten unseres Vaters kennt, so fühle ich wohl, daß nicht Furcht für den Frieden meiner Schwester, sondern Neid es ist, der mir das Herz so schwer macht. —

„Ich werde tüchtig und recht ernsthaft arbeiten, um die schmerzlichen Gedanken und Gefühle, die mich jetzt oft so sehr quälen, zu unterdrücken. Noch habe ich ja nichts böses gethan, auch keine gebotene Pflicht unterlassen. Bete für mich, daß auch in Zukunft mein Leben gut und glücklich sei. Gut und glücklich!

ach, ich habe so oft gehört und gelesen, daß die Guten auf Erden stets unglücklich sind, und doch zeigt meine eigene junge Erfahrung mir täglich das Gegentheil.

„Liebe Tante! ich bin an jedem Tage meines Lebens immer gerade so glücklich, als ich gut bin. Nur dann habe ich inwendig, in der Tiefe meines Herzens, das Gefühl des Elends, wenn ich mich selbst und meine Pflichten vernachlässigte. Ich empfand dieß sogar im leidvollsten Augenblick meines kurzen Lebens: als man uns den Vater entriß! O mein Abschied von dem Theuren war ein unsäglich schmerzvoller, dennoch aber lag in meiner jungen Seele ein beglückendes großes Gefühl, das der feste Vorsatz, meiner verlassenen Mutter eine Stütze zu sein, in mir erzeugte. — Ach, Tante Sophie, meine einzige Freundin, laß mich Dir Eines sagen. Ich, das kleine vernachlässigte Mädchen, das seit so vielen Jahren darauf ausging, Gott zu suchen, meine jetzt bisweilen, in besonders glücklichen Augenblicken, auf dem rechten Wege zu sein Ihn zu finden. In uns selbst, müssen wir das beste suchen, was von Ihm in diesem Erdenleben zu finden ist.

„Die Kenntniß der Schöpfung ist unsre Erkenntniß des Schöpfers, aber die Vereinigung mit ihm

finden wir nur in der Ausbildung und Veredlung unseres eigenen Ich's.

„Ich bin froh und zufrieden, meine theure Sophie. Ich fürchte nicht die Schläge des Geschicks, nicht Sorge und Noth, ja selbst das bitterste Weh von allem: die Trennung von denen, die wir lieben. Ich will die Quelle meines Glücks in mir selbst eröffnen und lebenslang fließend erhalten. Deine Louise."

Sie las diesen Brief nicht mehr durch, nachdem sie ihn mit flüchtiger Hand und beherrscht von den manigfachsten Gefühlen geschrieben hatte. — Sie fühlte sich wohl und erleichtert durch denselben, ohne eigentlich zu wissen, wie das zugegangen.

Der Bankdirector nahm ihn mit sich an seine Gattin und die Tage gingen wieder eine Weile ihren ruhigen Gang, von ungewöhnlichen Arbeiten oder Zerstreuungen nur wenig unterbrochen.

Der Herbst kam heran und mit ihm ein neuer Brief des Vaters, der der Familie dießmal direct durch die Hände des Colonel St. Albans zuging. — Der junge französische Officier befand sich häufiger in Elbing als in seiner Garnison Danzig, doch ging das Gerücht, er müsse Norddeutschland überhaupt bald verlassen, um sich zum siegreichen Heere Napoleons zu begeben, das näher und näher gegen Wien rückte,

um dem von neuem besiegten Oesterreich drückende Friedensbedingungen zu machen.

In ganz Europa fast brannte die Fackel des Krieges. Das gedemüthigte Preußen aber mußte den Frieden um jeden Preis erhalten, denn die Kräfte des Landes waren erschöpft, das Heer zersprengt und nach dem Willen des übermüthigen Siegers auf ein Drittheil seiner frühern Größe reducirt.

Eine Menge jüngerer und älterer Officiere auf Halbsold trieben sich auf den Landgütern bei Verwandten und befreundeten Familien umher und ertrugen fluchend das Elend der Unthätigkeit. Tausende von Beamtenfamilien wohnten brodlos in den Dörfern und kleinen Städten umher und fristeten ihr Leben durch jede Arbeit, die ihnen vorkam. Elend und Jammer lag wie eine trübe Wolke über Land und Leuten und vielleicht am schwersten auf dem Herzen der Königsfamilie. Nur ein Glück war fast ungestört geblieben, das schönste, das reinste des Lebens, das Glück der Familienliebe.

Ueberall zogen die Familienbande sich fester, inniger zusammen, man trug gemeinschaftlich die allgemeine Last. Der Gatte am Herzen seines Weibes, die Mutter im Kreise ihrer Kinder Trost suchend und findend.

Aber auch das heilige Band der Familie sollte in jener trüben Zeit manchen schmerzlichen Riß erhalten. Die Sieger auf dem Schlachtfelde zeigten sich, wo sie hinkamen, auch als Besieger weiblicher Herzen. Manches bis dahin glückliche Eheband ward gelockert durch eine heftige Leidenschaft, die irgend ein jenseits des Rheines geborner Mann dem Herzen eines an der Weichsel, der Pregel, des Niemen gebornen Weibes einflößte.

Deutschlands Frauen standen damals vielleicht noch weniger als jetzt auf dem Standpunkte der geistigen und Herzensbildung, auf dem das Weib, sich selbst als die Blüthe ihres Vaterlandes erkennend, die Wurzeln ihres Seins im Innersten mit diesem verbunden fühlt.

In der Familie Wohlgemuth war es nur Louise, die mit Schmerz die Schmach ihres Landes und sich als eine Tochter desselben fühlte, die es erkannte, daß ein Weib, welches dem Feinde und Unterdrücker ihres Landes ihr Herz schenkt, eben so schwer sündige als Eine, die demjenigen in Liebe angehören wollte, der das heilige Haupt des Vaters oder der Mutter beleidigt.

Madame Wohlgemuth hatte einen so äußerst beschränkten Gesichtskreis, daß sie den Zusammenhang

und die innige Verbindung von Herz, Haus und Staat nicht einmal ahnte, und Lydia hatte seit den frühesten Tagen ihrer Kindheit viel zu sehr gewöhnt, ihr eignes Ich als den Mittelpunkt des Weltalls von ihrer ganzen Umgebung betrachtet zu sehen, als daß sie irgend etwas anders als ihren augenblicklichen Wünschen und Aufregungen Einfluß auf ihr Denken und Handeln gestattet hätte.

Viertes Capitel.

Judith. So bist Du mein! Erobert durch die Wahrheit!....

Van der Straten.
Wie sich aus diesem Traum erwachen läßt,
Wie diese That dem Leben einzufügen,
Das weiß ich nicht und stell' es Dem anheim,
Der mir die Erde zu regieren scheint.
Gutzkow, (Uriel Akosta).

Es war Herbst. Der Nebel lag in der Morgenstunde noch dicht und grau in den Straßen. Ein rauher Wind trug auf seinen Flügeln die welken und bunten Blätter und pfiff und rüttelte in Kaminen und Schornsteinen.

Die große Uhr an der Neustädtischen Kirche

schlug neun und die verspäteten Schulmädchen eilten rascher als zuvor, um das Morgengebet in der Schule nicht zu versäumen.

Louise stand sinnend am Fenster und sah einige dieser Kinder durch die Nebel dahin laufen, und die Erinnerung an die Zeit, da sie war wie jene, zog schmerzlich durch ihre Seele.

O wie anders ist das Leben als das Kinderherz in seiner Harmlosigkeit wähnt und hofft.

Sie hatte jetzt weniger zu thun als je. Lydia war in Gesellschaft der Frau Consul Strombeck und einer französischen Dame, Madame Bellerive nach Danzig gereist und sollte erst in vierzehn Tagen wiederkommen.

Die Mutter bangte sich recht schmerzlich nach der Lieblingstochter, tröstete sich indeß mit dem Gedanken, daß Lydia doch viel Vergnügen auf dieser Reise haben werde, jedesmal bei sich selbst hinzusetzend, daß die Zeit endlich doch auch kommen müsse, da ihre schöne Lydia ganz von ihr gehend einem Manne folgen würde. „Sie sieht vielleicht den lieben Vater zuerst von uns allen, sieht ihn in Verhältnissen, die sein Herz ja auch erfreuen werden,“ dachte die gute Frau, der es fast zur Gewißheit geworden, daß der Graf St. Albans, der schöne liebenswürdige Franzose,

gerade der rechte und vollständig passende Gatte für ihre Erstgeborne, den Stolz ihres Mutterherzens, sei.

Daß St. Albans ein lebhaftes Interesse an dem schönen Mädchen nahm und daß dasselbe erwidert wurde, daran konnte freilich niemand, der die beiden zusammen gesehen, den geringsten Zweifel hegen. Auch diese Reise war zum großen Theil auf des Grafen Veranlassung gemacht worden.

Lydia befand sich unter dem mütterlichen Schutze der Madame Strombeck, und — die sanguinische Mutter baute Luftschlösser, unter denen ein Grafenschloß das erkennbarste war.

Der Abschied der beiden Schwestern war ein eigenthümlicher gewesen. —

Sie hatten sich im Grunde nicht so nahe gestanden, als dieß wohl bei andern Geschwistern der Fall zu sein pflegt.

Louise war seit den frühesten Kindertagen gewöhnt, die Dienerin Lydia's zu sein. Sie fand das auch ganz natürlich und würde die schöne Schwester vielleicht um so mehr geliebt haben, wenn sie mit ihr einige geistige oder Herzensgemeinschaft gehabt.

Lydia aber hatte lange, lange Zeit den Glauben, die stille zurückgesetzte Schwester, das immer zur Arbeit willige Aschenbrödel, sei etwas beschränkten Gei-

stes und ganz und gar nicht fähig, ihre Gedanken und Gefühle zu fassen.

So stand sie neben ihr, ahnungslos, daß auch in dieser Seele der ernste Kampf des Lebens gekämpft wurde, und ließ die heißen Wellen ihrer Gefühle das arme jugendliche Herz durchwogen, oft sich schmerzlich, ach wie schmerzlich sehnend nach einer Vertrauten, in deren verschwiegenen Busen sie diese Wellen, die sie fast zu ersticken drohten, überströmen lassen könne.

Denn Lydia, das verzogene Kind, das nie gelernt hatte sich selbst zu überwinden, war zu einem leidenschaftlichen Weibe herangewachsen, und gerade in der verhängnißvollsten Zeit der Jugend war ihr in der Gestalt des Grafen St. Albans ein Mann entgegen getreten, der alles in sich vereinte, was ihre Gefühle aufs äußerste spannen und auf einen Punkt leiten konnte.

Vor den Augen der verblendeten Mutter, der einfachen und unerfahrenen Louise, hatten sich Verhältnisse entwickelt, waren Gefühle gekeimt, gewachsen, zu Riesenhöhe aufgeschossen, die alles Glück, allen Frieden der Zukunft in der schutzlosen Familie untergraben mußten.

Lydia reiste nach Danzig mit dem festen Ent=

schluß, nie wieder heimzukehren an den Altar ihres Hauses, in die Arme ihrer Mutter.

Indem aber eine heftige, eine furchtbare Leidenschaft, mit all ihren Wonnen und Schmerzen in dem Busen des jungen Mädchens erwuchs, waren ihre Augen heller geworden, denn jede Liebe macht das Weib weiser und besser, und sie hatte angefangen, das stille, milde, sich selbst vergessende Herz ihrer jüngern Schwester zu begreifen.

Am frühen Morgen des Reisetages trat sie noch in der Dämmerung in Louisens kleines Zimmer, da sie, zum Erstenmal in ihrem Leben vielleicht, früher aufgestanden als die thätige Schwester.

Louise lag noch im Bett und Lydia setzte sich auf den Rand desselben und sah in das rosig angehauchte Gesicht der kaum Erwachten; sie selbst bleich, bleich wie eine Lilie und mit fiebernden Pulsen, beneidete fast die Ruhe der Schwester, die sie noch vor kurzem Lethargie genannt hatte.

„Ich gehe, Louise,“ hob sie endlich zögernd an, „ich gehe und überlasse Deiner Liebe und Pflege allein unsre arme Mutter; wirst Du sie recht, recht lieb haben, meine Schwester?“

„Kannst Du daran zweifeln? kann ich ihr gleich Deine Stelle niemals ersetzen, so will ich doch alles

thun, damit sie Dich nicht zu sehr vermißt, und das Beste wird sein, daß ich immer recht viel von Dir erzähle und sie selbst dahin bringe, von Dir zu sprechen."

„Thue das, meine geliebte Schwester," sagte Lydia mit zitternder Stimme, „thue das und sprich Gutes von mir, versuche auch in Deinem Herzen mich zu entschuldigen, versuch' Dir klar zu machen, was ich fühle und wie ich bin. Louise, vertheidige mich, wirst Du das? willst Du das, meine Schwester?"

„Weßhalb sollte ich Dich vertheidigen?" sagte freundlich die Jüngere, „es ist ja kein Unrecht, daß Du gehst, die meisten an Deiner Stelle würden es auch thun."

„Die meisten ja, nicht alle, Louise. Die nicht gingen, würden es sich für Tugend anrechnen und doch nur feig sein. O es gehört Muth, es gehört Willenskraft zu dem Schritt, den ich thue. Hast Du mich lieb, Schwester, trägst Du mir's nicht nach, daß ich schöner bin und daß man mich deßhalb vorzog, o so lerne mich erkennen, Louise."

„Was hast Du, Lydia?" fragte erstaunt und erschrocken Louise, die nun erst die Todtenblässe der Schwester und ihr ganz verändertes Wesen recht bemerkte.

„Es ist der Abschied,“ entgegnete Lydia, „freilich nehme ich nur Abschied auf vierzehn Tage, aber wer weiß, was der nächste Tag bringt, eine Krankheit kann mich dahin raffen, ich kann bei einer Lustfahrt auf dem Meere ertrinken, das Meer, Louise, ist so treulos und unzuverlässig wie das Leben — wir sehen uns vielleicht nie wieder. Wirst Du in schwesterlicher Liebe mein gedenken?“

„Gewiß, meine theure, theure Lydia,“ sagte Louise ergriffen, „aber das sind schlimme Träume, Du bist vielleicht krank, unterlaß die Fahrt, bleib hier, Deine Worte machen mir bang.“

„Was geschrieben ist, ist geschrieben,“ entgegnete Lydia mit einem Versuche zu scherzen. „Diese Reise ist beschlossen und ich gehe. Vielleicht werde ich auch nicht sterben, nicht ertrinken,“ setzte sie mit einem eignen Lächeln hinzu, „doch bitt' ich Dich, bleib mir gut, meine Schwester, werde nicht irr an mir und sei meine Vertheidigerin.“

Sie entfernte sich, und nach einer Stunde holte die Frau Consul selbst ihre junge Reisegefährtin in ihrem eleganten, mit vier Post-Pferden bespannten Wagen ab. Louise stand mit der Mutter am Fenster und sah den Scheidenden nach, die mit ihrem Tuche

ein letztes Lebewohl ihnen zuwehten, ehe der Wagen donnernd über die Brücke rollte. —

An diesen Abschied dachte jetzt die zurückgebliebene Schwester, als sie in den grauen Morgennebel schaute.

Eine unheimliche Ahnung wollte sie seitdem nicht verlassen. Sie fürchtete für Lydia und wußte nicht was und sah recht mit Sehnsucht dem Brief entgegen, der ihr und der Mutter gute Nachricht von der Fernen bringen sollte.

Da kam auch eben der alte Briefträger in die Straße, Louise sah seinen Orange-Kragen durch den Nebel schimmern und es war ihr recht erfreulich, daß er in das Haus trat.

Sie sprang ihm entgegen.

„Zu Ihnen komme ich man eben, Mamselche, ein Brief für Sie aus Magdeburg, mit französische Aufschrift.“

„Nichts von Lydia,“ dachte sie ein wenig getäuscht, bezahlte den Botenlohn und ging mit dem sehr dicken Briefe in ihr Zimmer.

„Aus Magdeburg? mein Gott, wer kann mir von dorther schreiben!“ sprach sie und ein seltsamer Schauder überlief sie, als ihr beim Eröffnen des Briefes Lydia's Handschrift entgegenschaute.

Sie mußte die Blätter aus der Hand legen; wie um Gotteswillen kam Lydia nach Magdeburg?

Minuten vergingen, bevor sie sich entschließen konnte, das verhängnißvolle Schreiben zu lesen. Sie fühlte, daß es etwas ganz Unvorhergesehenes, vielleicht etwas Schreckliches enthalte, sie hätte vielleicht nicht mehr Muth bedurft, sich der gähnenden Mündung einer Kanone entgegen zu stellen, als sie aufbieten mußte, den ersten Blick auf diese enggeschriebenen Blätter zu heften.

Sie las:

„Meine Schwester!

„Ob Du mich verstehen wirst, wenn Du diese Zeilen liest, weiß ich nicht, kaum kann ich es hoffen und erwarten; kühl wie Du von Natur bist und ohne den Einfluß der Leidenschaft auf das weibliche Herz zu kennen, wird das, was ich Dir zu schreiben habe, Dir unglaublich, ungeheuer vorkommen, und doch bist Du die Einzige, an die ich mich wenden kann. Du sollst und wirst die Mutter auf den Schlag mit liebender Sorgfalt vorbereiten, der sie vielleicht tödten würde, wenn er sie plötzlich träfe.

„Nimm denn das Schlimmste mit einem Mal Ich habe mein Schicksal unwiderruflich an einen Mann geknüpft, dessen Gattin ich noch nicht bin,

vielleicht nie werden kann, und — ich gehe, um nie wieder zu Euch zurückzukehren.

„Meine sanfte, stille Louise, schuldloses, ahnungsloses Kind, wie wird Dein Herz jammern und beben, wenn Du diese Zeilen gelesen!

„Ja! ja! mein liebes, mein reines Mädchen, Deine Schwester hat die Schranken der Zucht und Sitte übersprungen, hat alles an alles gesetzt und ist, wenn gleich eine Geächtete nach Euren einfachen bürgerlichen Begriffen, doch selig, glücklich, dem Manne, den sie liebt — liebt, ach wie arm klingt das Wort und doch giebt es kein höheres, um mein Gefühl zu bezeichnen! — das höchste Opfer, das Liebe geben kann, zu bringen.

„Ich folge St. Albans freiwillig, nach reiflicher Ueberlegung, ich folge ihm ohne Furcht. Kettet auch kein gesetzliches Band uns an einander, seine Liebe wird, so hoffe ich, ewig sein wie die meine, und ist sie das nicht, kommt einst eine Zeit, da sie vergangen, dann hat auch Leben, Ehre, Ruf, Verwandte, Freunde, Eltern, dann hat nichts mehr einen Werth für mich. Ein Weib, das liebt wie ich, hört auf zu leben, wenn sie zu lieben aufhören muß.

„Erschrick nicht über diese Worte, meine theure

Schwester, die Dein kühles unschuldiges Herz nicht versteht.

„Ich, ich von allen auf Händen getragen, von allen gehätschelt, vergöttert, kenne nur eine Seligkeit, es ist, das eigene Ich aufzugeben für ein geliebteres!

„Ich verlasse Euch! weint um Euch, denn Ihr werdet Schmerz, Bangen, das verächtliche Mitleid der Thoren, diese schlimmste aller Demüthigungen, zu ertragen haben; um mich weint nicht! Wer liebt wie ich, kennt nur ein Leid, den Verlust der Liebe, und das Leid kann der Tod enden.

„Ich trage einen Dolch bei mir, seit ich meinem Freunde folgte, eine feine, spitze, glatte Klinge. Wenn St. Albans stirbt, ist der mein einziger, aber ganz zuverlässiger Freund.

„Was ist mir die Verachtung der Welt, in der ich das Leben verträumte, ehe ich in der Liebe das einzige Gut der Erde, das einzige was dem Dasein Werth, Reiz und Würde giebt, kennen lernte.

„Ich lächele mitleidig über diejenigen, die mich verdammen, arme Thoren, die keine Ahnung von dem haben, was meine Seele erfüllt und erhebt.

„Nur Ihr dauert mich, Ihr meine zurückbleibenden Lieben.

„Der Mutter suche den Gedanken zu festigen,

daß ich früher oder später die Gattin St. Albans werde. Sie wird das leicht glauben, kennt sie doch nichts von der Welt und den Schranken, die diese um die Herzen mauert.

„Ich, das deutsche Bürgermädchen, kann der Armee des Kaisers als die Geliebte eines seiner vornehmen Officiere folgen. Die Gattin des Grafen von St. Albans wird Napoleon unter den Töchtern der Fürsten suchen, deren Kronen er nahm, um ihnen ein wenig Gold davon abzugeben.

„Kann er je seinem Herzen folgen, Er mein Geliebter, mein Schützer, mein Gatte, mein Gott, dann freilich — unmöglich ist das nicht, aber es liegt in weiter neblichter Ferne. Kehrt mein Vater einst in die Arme seiner Familie zurück, dann Louise begleitet ihn seine Tochter, um den Segen der Mutter zu ihrem Ehebande zu empfangen.

„Du wirst mich verstehen, theuerste Schwester.

„Ich bin bei ihm! das ist alles, was ich zu meinem Glücke bedarf. Ich werde ihn täglich, stündlich sehen, täglich, stündlich den Ton seiner Stimme hören. Seine Gegenwart ist mir alles, mehr als diese bedarf ich nicht zu meinem vollständigen Glück.

„Louise, meine liebe Schwester, Du, deren Herz keine Vorstellung hat von den Wonnen und Schmerzen

der Liebe, wirst Du mich verstehen, mir nachfühlen können?

„Unmöglich! erst mit der Liebe erwacht das Weib aus dem lethargischen Schlummer, in den Sitte, Gewohnheit, Erziehung und Herkommen sein Herz und seinen Geist geflissentlich einlullen. Wir sind nichts anders als Samenkörner, eines in seiner Art dem andern ähnlich, kalt, hart, dem Anscheine nach leblos. Da erscheint der geliebte Sonnenstrahl, der unser inneres Leben weckt, es regt sich in uns ein nie geahntes Wunder! da wirken die Verhältnisse, wie Erde und Wasser, und nun erst entwickelt sich unser Ich, der Keim wird zum Baum, das todte Samenkorn hat sich in ein lebendes, sich entwickelndes Sein verwandelt.

„Pflege unsere Mutter, meine Schwester, tröste sie, erhalte den Glauben in ihr wach, daß sie ihre Lydia einst als vornehme Dame wiedersehen wird. Es geschehen ja der Wunder genug in dieser Zeit. Der Sohn eines corsischen Edelmannes ist Herr Europa's geworden, warum sollte das arme deutsche Bürgermädchen nicht Gattin eines Pairs von Frankreich werden können. —

„Erinnerst Du Dich, Louise, des Abends, da Du dem Vetter Itzstein — grüße ihn — die Jungfrau

von Orleans vorlasest? ich saß dabei, mein Herz voll von Gefühlen, die niemand von Euch ahnen konnte. Der König sagt von Agnes Sorel: Nur meine Liebe will sie sein und heißen. — O meine Schwester, das ist ein schönes Wort! Nur ein Weib, das so liebt, liebt wahrhaft, wer Rang, Reichthum, Stellung von dem Geliebten wünscht und erwartet, kennt nicht der Liebe höchstes Glück, das Glück sich zu opfern.

„St. Albans hat mich hierher nach Magdeburg gebracht, Madame Bellerive, eine ehemalige Kammerfrau seiner Muttter, die diesen Dienst jetzt bei mir versieht, ist reichlich von ihm dazu mit Gelde versehen, ihm dabei behilflich gewesen. Heute erst erfährt die wackere Madame Strombeck, daß die junge Schutzbefohlene sich einem andern Beschützer übergeben. Wie wird die gute Frau erstaunt und erschrocken sein.

„Tröste nur die Mutter, liebe Louise! mag sie sich beruhigen, indem sie mich glücklich weiß, und glücklich bin ich! o meine Schwester, wie sehr, wie ganz glücklich. Glaube mir, ich würde es als St. Albans Gattin weit weniger sein, denn dann hätte ich nicht das beseligende Gefühl haben können, ihm auch ein Opfer zu bringen. Es ist süß, das Glück

aus der Hand des Geliebten hinnehmen, noch süßer aber es willig, freudig über sein Herz ausgießen.

„Lebe wohl! Es ist mir ein Trost, den Vater fern zu wissen. Wenn er je erfährt, was er nach seinen bürgerlichen Begriffen die Schmach seines Kindes nennen würde, so ist dieselbe wohl schon gesühnt. Vielleicht durch meinen Tod, vielleicht durch St. Albans Treue und Großmuth.

„Gott segne Dich, Louise! Laß mich glücklich sein in meiner Weise, werde Du es in der Deinen.

Magdeburg den 18. September 1809.

Deine Schwester Lydia.“

Louise glaubte einen schrecklichen Traum zu träumen.

Die Wirklichkeit war ihr zu groß, zu fürchterlich.

Lydia, ihre schöne, stolze, sittsame Schwester, fort, durchgegangen mit einem Franzosen!

Selbst die Wohlthat der Thränen blieb ihr versagt, trockenen Auges starrte sie hinaus in die Straße, wo der Nebel allmählig sich tief unten am Boden in leichte glänzende Thauperlen löste, während oben in die höheren Luftregionen bereits glänzende Sonnenstrahlen ihre Goldfäden spannen.

Sie bemerkte es nicht eher, daß Wilhelm von

Itzstein in das Zimmer getreten, bis er seine Hand auf ihre Schulter legte.

„Du bist hier, Louise," sagte er freundlich, „und bietest mir nicht einmal einen Guten Morgen, Mädchen?"

„Guten Morgen, Vetter," sagte sie langsam. Er trat rasch noch näher an sie heran, fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und fragte nicht ohne sorgende Theilnahme: „was hast Du, Louise? was ist hier vorgefallen?"

„Lydia, Lydia ist fort, durchgegangen mit dem Colonel St. Albans," entgegnete sie und der Ton ihrer Stimme klang hohl und dumpf, als käme er aus dem Grabe.

Der Blinde trat entsetzt zurück. „Unmöglich, undenkbar, wer brachte Dir diese wahnsinnige Kunde?" sagte er lebhaft.

„Sie selbst schreibt mir aus Magdeburg, wohin er sie geführt."

Der Blinde setzte sich neben seine jugendliche Freundin, zog ihre zitternde Hand an seine Lippen und sagte: „Lies mir ihren Brief vor, mein armes Mädchen."

Sie las. Bei jedem Wort, das über die Lippen floh, malte sich ein anderer Ausdruck auf dem charaktervollen Gesicht des Zuhörers.

„Und das schreibt Lydia, die eitle, hohle, putzsüchtige Lydia?“ rief er, als Louise schwieg, in seltsamer Extase. „Ha und dieß Mädchen stand neben mir und ich ahnte es nicht. Welch ein Weib! welch ein Weib! eine Göttin, eine Heldin, eine Heilige ist Deine Schwester! Ah dieser St. Albans! dieser — solchen Burschen fliegen die Blumen des Glückes von selbst in den Schooß, die weisere Männer mit jahrelanger Mühe und Ausdauer pflegten. Ja Louise, Deine Schwester hat recht, ganz recht, nur die Liebe macht das Weib zu einem Ich, zu einem selbstständigen Wesen, das die Kraft hat, sich der Gängelbänder und Ketten von Herkommen, Erziehung, Sitte und Gewohnheit zu entledigen.“

„Vetter,“ sagte Louise wehmüthig, „so jung und unerfahren ich auch noch bin, so weiß und fühle ich doch sehr gut, daß die Einschränkungen, welche Sie da nennen und welche die arme Lydia von sich geworfen hat, nicht Ketten sind, sondern Schranken, Verzäunungen, hinter denen wir wie die Blumen im Garten blühen sollen, geschützt vor der Rohheit, die uns zertreten, vor der Begehrlichkeit, die uns abpflücken würde, eingehegt zur Sicherung vor den Stürmen, die über die Welt daher brausen. O Lydia, o meine arme Schwester, wie beklage ich sie!“

„Das hast Du nicht nöthig," entgegnete der Blinde fast heftig. „Sie ist nicht zu beklagen, ganz und gar nicht, sie ist beneidenswerth. Nur die Liebe, eine Liebe wie Lydia sie fühlt, giebt dem Leben Reiz und Werth, sie ist in der That wie das Sonnenlicht, das erst Leben und Keimeskraft in dem todten Kern des Herzens erweckt."

Louise war aufgestanden. Allmählig bei dem Gespräch mit dem Vetter hatte sie den Trost der Thränen gefunden, sie ging nun im Zimmer auf und ab und weinte leise.

„Ich glaube auch an die Allmacht der Liebe," entgegnete sie dem Blinden unter rinnenden Thränen, „aber nicht der Liebe, die die Tochter aus Mutterarmen reißt, die das Familienglück, den Frieden und die Ehre zerstört, sondern der Liebe, die still im Herzen wächst, die uns die Erfüllung jeder Pflicht erleichtert, uns versöhnt mit den Schwächen der Unsrigen und streng macht gegen die eignen, die geduldig ist, von Herzen demüthig und die Sünden-Menge bedecket. — Vetter, die Liebe soll nicht in die Weite schweifen, so lange sie noch neben sich Gegenstände findet, die sie beglücken kann; Geschwister und Eltern, Verwandte und Freunde, Nachbarn und Bekannte, unsre Mitbürger, Landsleute, unser Vaterland bedürfen, erwar-

ten, fordern unsre Liebe. Lydia's Herz, das die nächsten Seinigen von sich stößt, liebt in dem kaum gekannten Geliebten wohl auch nur ein Nebelbild, einen Traum, und kann und wird, nur zu früh erwachend, sich nach denen zurück sehnen, die von Kindheit an, ach, nur zu viel Liebe für sie gehabt."

Der Blinde horchte. Ihm klangen Louisens Worte süßer wie die süßeste Musik, sie enthielten, wie es ihm schien, die directe Bestätigung seiner schönsten Hoffnungen.

„Sie liebt mich, sie liebt mich!" jubelte es in ihm, „ich werde besitzen, wonach ich mich so heiß gesehnt, was mir allein das Dasein erträglich machen kann, die volle Liebe eines edelherzigen Weibes."

O wie gern, wie brennend gern hätte er in diesem Augenblick das Wort ausgesprochen, das sein Glück sichern sollte, das Wort, von dem er nun glaubte, daß es Louise trösten würde selbst über die Leiden, die jetzt ihr Herz bedrückten; doch fesselten für den Augenblick trübe Verhältnisse seine Zunge.

Sein Vater, von dem er ganz abhängig, hatte ihm mit Bestimmtheit ausgesprochen, daß an eine Geldzulage, die ihn in den Stand setzen könne, einen eignen Hausstand zu begründen, wenigstens vor der Hand durchaus nicht zu denken sei, daß im Gegen-

theil er sich auf jede Weise einschränken müsse, da die Vermögens-Umstände des Präsidenten durchaus ruinirt seien.

Wilhelm von Itzstein war ein viel zu stolzer Mann, um als Bettler vor das Mädchen seiner Wahl treten zu wollen. Sein Wunsch und Wille war, gerade sie mit allen Gaben des Glückes zu überschütten, und noch vor wenigen Monaten, da er sich für das einzige Kind eines reichen Mannes hielt, glaubte er, dieß zu können.

„Nicht jetzt! nicht jetzt! die Zeit ist noch nicht gekommen,“ flüsterte er seinem eignen wild schlagenden Herzen zu, „aber sie wird, sie muß kommen. Diese Calamitäten, über die mein Vater klagt, werden vorübergehen. Die Staatspapiere, durch die er einen Theil seines Vermögens eingebüßt, werden wieder Werth bekommen und Louise wird mein werden. Die Blüthe, die ich gepflegt, wird mein Leben schmücken.“

„O, und meine Mutter! meine arme Mutter!“ rief Louise aus dem leisen Weinen plötzlich in heftiges Schluchzen übergehend, „sie wird vor Gram sterben, wenn sie ihre Tochter in niedrigen, ehrlosen Verhältnissen weiß.“

„Wenn das Dein Hauptgram ist, theueres Mädchen,“ sagte Itzstein, „so beruhige Dein Herz,

Deine Mutter wird leicht glauben, was sie wünscht, und wird sich über die Trennung von Lydia beruhigen, wenn sie sie für die Gattin St. Albans hält."

„Wie aber ihr diese Täuschung beibringen, sie wird Lydia's Brief lesen wollen?"

„Sie darf nie erfahren, daß Du jetzt einen erhalten. Ueberlaß mir, mein Mädchen, die Leitung dieser Angelegenheit, trage den Kummer, den Du jetzt empfindest und der wahrlich mehr Sache Deines Stolzes und Vorurtheils ist."

Ach Louise fühlte nur zu gut, daß der Begriff bürgerlicher Ehre kein Vorurtheil und daß es kein Stolz, wenigstens kein unerlaubter, sei zu trauern, wenn ein Glied der Familie jene von sich geworfen; aber sie schwieg, sie trug ihr schweres Leid ohne Klage, und hatte die Beruhigung zu sehen, daß Wilhelm, ohne eine eigentliche Lüge zu sagen, Madame Wohlgemuth zu der Ueberzeugung brachte, ihre schöne Lydia sei heimlich mit dem französischen Grafen vermählt, und dieser erwarte nur eine günstige Stimmung des Kaisers, um seine schöne junge Gemahlin auf die ihr zukommende Stelle zu erheben.

Im Hause der Madame Wohlgemuth ward es, seit Lydia daraus geschieden, recht still. Louise vermied jede Gesellschaft, jedes öffentliche Vergnügen,

und lebte, den tiefen Gram um die unglückliche Schwester im Herzen bergend, in tiefster Zurückgezogenheit nur ihren häuslichen Pflichten und der ruhigen gleichmäßigen Ausbildung ihres Herzens und Geistes.

Ihr Interesse an der Zeitgeschichte war jetzt in doppelter, ja in dreifacher Beziehung Herzenssache geworden.

Lydia bezeichnete Napoleons Sturz als die einzige Möglichkeit, daß St. Albans sie zu seiner Gattin erheben könne. Des Vaters Freiheit hing unbedingt mit der Befreiung des Vaterlandes zusammen, und Treufeldt, seit Schills Tode zwar verschollen, war höchst wahrscheinlich nicht getödtet, sondern nur in irgend einem unbekannten Versteck vor französischen Verfolgungen verborgen.

Ach, und Deutschlands Befreiung von französischem Joch schien damals unmöglicher als je.

Napoleons Macht und Herrschaft stand auf ihrer höchsten Spitze und mit eiserner Consequenz erdrückte er Diejenigen, die es wagten ihm Widerstand leisten zu wollen.

Daß Louisen in dieser Stimmung Zerstreuungen, Tanz, Putz und die geselligen Genüße gleichgiltig waren, ist natürlich. Anders verhielt sich das mit der

Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten. Die kleinsten Arbeiten für ihr Haus hatten für sie etwas Heiliges erhalten durch das tiefe Mitleid, das sie für die getäuschte Mutter empfand. Für die arme, einfache und jetzt oft kränkliche Frau das Haus zu schmücken, ihr alles so zuzurichten wie sie es gern hatte, sie zu pflegen, ihren Erzählungen von Lydia's künftiger glänzender Stellung ein geduldiges Ohr zu leihen, das alles gewährte ihrem Herzen die einzigen ihr genießbaren Freuden.

Rauh und düster lag der Winter über der Welt. Durch das ganze Land wehte ein Geist des Kummers, der sich in jedem Familienkreise, ja auf jedem Gesichte kund gab, und als am 1. April 1810 die Vermählung des allmächtigen französischen Kaisers mit Maria Louise, der Tochter des mächtigsten deutschen Fürsten gefeiert wurde, da waren gewiß vom Niemen bis zum Rhein wenig deutsche Herzen, die nicht bluteten bei dem Gedanken, daß gerade eine solche Verbindung dem stolzen Weltgebieter die Garantie geben konnte, daß die Zustände, unter denen alle litten, Dauer haben würden.

Fünftes Capitel.

Die Liebe ist ein Blüthensegen,
Der heilig in der Seele ruht,
Ein Röslein nicht, das auf den Wegen
Man pflückt für seinen Wanderhut;
Wenn Ihr der Seele Mai gehütet,
Beklagt Ihr nicht der Träume Flucht,
Die Knospe, der Ihr einst erglühtet,
Prangt als lebend'ge Lebensfrucht. Roquette.

Landestrauer! Die Königin Louise, die schöne sanfte, fromme Trösterin ihres Gatten, war gestorben.

Nie vielleicht ist eine Fürstin aufrichtiger betrauert worden als sie.

Nicht nur ihr gebeugter Gatte, nicht nur ihre jungen Kinder, nicht allein die Umgebung ihrer Höflinge beweinten den Tod der edeln, jugendlichen, hochherzigen Frau; das ganze gedrückte Land glaubte in ihr seinen Schutzgeist verloren zu haben.

In allen Städten, auf allen Straßen sah man den Wunsch, selbst der Aermsten und Geringsten, die innerliche Betrübniß wegen des Todes der vergötterten Königin auch durch ein äußeres Zeichen kund zu machen.

Niemand ging, ohne einen Trauerflor oder ein schwarzes Band an seiner Kleidung zu zeigen, und

Wochen lang sah man alle anständig gekleideten Leute in tiefster Trauerkleidung.

Madame Wohlgemuth kränkelte um diese Zeit mehr als je, der Hausarzt rieth zu regelmäßigen Spaziergängen und Louise machte es sich zum Gesetz, alle Abend die Mutter so weit zu führen als diese nur immer zu gehen sich geneigt finden ließ.

Am liebsten wanderte die Leidende am Flußufer entlang, das rege Leben dort sagte ihr zu und dann ruhte sie gern auf dem einsamen Schulhof, wo einige Bänke, von hohen Linden beschattet, der Ermüdeten eine willkommne Zuflucht boten.

Es war am Ende des Juli. Louise sowohl als Madame Wohlgemuth, noch in der tiefsten Trauerkleidung wegen des Todes der Königin, standen bei ihrem abendlichen Spaziergange einige Augenblicke am Ufer und betrachteten die Thätigkeit auf einem Schiff, das offenbar seehaltig gebaut eine Ladung Salz für die städtischen Magazine zu löschen beschäftigt war.

Zollbeamte in allen Graden standen am Ufer und befanden sich auf dem hübschen schmucken Fahrzeug. Sie sahen aus, als hätten sie den entschiedenen Vorsatz, auch nicht eine englische Nähnadelspitze ihrer Aufmerksamkeit entgehen zu lassen und doch

sagte man sich leise ins Ohr, es werde in Elbing ganz entsetzlich viel geschmuggelt, und die Herren vom Zoll seien nicht so streng als sie aussähen.

Auf dem kleinen wunderhübschen Schiffchen befanden sich sechs bis acht Matrosen, unter ihnen der Capitain, ein Mann von höchstens sechsunddreißig Jahren, dem die seemännische Tracht ganz eben so gut stand als seinen schmucken Leuten.

Alle waren emsig beschäftigt, der eifrigste aber, ein auffallend großer Mann, dem eine Fülle blonden Haares unter dem Matrosenhut hervorquoll und sich mit einem starken röthlichen Backenbart mischte.

Sein Gesicht, von der Sonne gebräunt, sah dunkler aus als zu der Farbe seiner Haare zu passen schien, und große glänzend schwarze Augen mit einem edeln, eigenthümlich intelligenten Ausdruck ließen das Gesicht sehr schön erscheinen. Beim Sprechen und Lachen zeigte der Seemann blendend weiße Zähne und seine Blicke schweiften mehr als einmal ziemlich bemerkbar von seinem Geschäfte ab und blieben an den Damen haften, die ihm zuschauten.

Louise kannte den Menschen; wenigstens flößte das Gesicht ihr jene unwillkürliche, eigenthümliche Erinnerung an etwas Liebes, Bekanntes ein. Sie konnte es nicht lassen, immer wieder von Zeit zu Zeit nach

ihm hin zu sehen, obgleich sie dann jedesmal dem Blick der dunkeln Augen begegnete, die an ihr hingen.

Der Matrose sprach einen Moment leise mit dem Capitain, und gleich darauf ging dieser raschen Schrittes über die Planke, die einen Verbindungsweg zwischen dem Schiffchen und dem Ufer bildete, und trat mit dem Hut in der Hand und der höflichen Frage vor Madame Wohlgemuth, ob es den Damen vielleicht genehm sei, das Innere seiner kleinen Barke zu betrachten.

Louise, die bei jedem ungewöhnlichen Vorfalle stets an die Möglichkeit dachte, Nachricht von der fernen Schwester zu erhalten, bat eifrig die Mutter, diese Einladung anzunehmen und in ein Paar Minuten befanden beide sich in der kleinen saubern Cajüte.

Ein hübscher, kühn blickender Schiffsjunge von höchstens fünfzehn Jahren, brachte auf des Capitains Geheiß Apfelsinen, Datteln, eingelegte Tamarinden und andere Leckereien aus fernen Gegenden, und bald befand der höfliche Mann sich in einem tiefen Gespräch mit Madame Wohlgemuth, der er eine anziehende Beschreibung von den südlichen Provinzen Frankreichs lieferte.

„Ich habe da, Madame," sagte er endlich, „ein

ausgezeichnetes Bild von dem Hafen von Toulon, leider kann ich es Ihnen hier nicht vorlegen, wenn Sie aber die Güte haben wollten, mich hinunter zu begleiten, so könnte ich es Ihnen durch ein Glas zeigen, welches die Gegend beinahe körperlich vor Ihr Auge führt. Mademoiselle warten hier wohl eine Minute und haben die Gewogenheit eine Tasse Thee zu bereiten, echten Karavanen-Thee, wie ich versichern kann, wir sind im Augenblick wieder oben."

Ehe Louise die Seltsamkeit dieser ganzen Scene recht begreifen konnte, war der junge Mann, die Mutter am Arm führend, schon verschwunden, und im nächsten Moment stand ein anderer vor ihr, der Matrose, der ihre Aufmerksamkeit zuerst erregt hatte, aber der rothe Bart und das blonde Haupthaar war verschwunden, und statt dessen zeigte sich rabendunkles kurz geschnittenes Haar und der bläuliche Schimmer eines rasirten schwarzen Bartes.

Die große schlanke Gestalt konnte nicht aufrecht in der niedern Kajüte stehen, und so beugte sie denn nicht nur das Haupt sondern auch das Knie und eine liebe Stimme flüsterte: „Du hast mich erkannt, Louise, und mein Wagestück ist belohnt, da ich schon am ersten Tage meiner Ankunft Dich wieder sehe."

„Großer Gott! Fritz! Herr von Treufeldt," sagte

das erschreckte Mädchen, das jetzt erst in dem Gesicht des Mannes mit innigster Freude die Züge des Jünglings genau wiederfand.

„Ich mußte Dich sehen, ich mußte, meine theure Freundin, mein Schutzgeist, meine Heilige," sagte der junge Mann, „und da ich Dich gesehen, habe ich neuen Muth, den Gefahren meines Lebens die Stirn zu bieten. Lange können wir hier nicht bleiben; sobald unsere Salzfracht gelöscht ist, geht es hinaus ins Meer und wir müssen den gefahrvollen Weg durch die Stegel ins frische Haff nehmen, da es uns schwerlich gelingen dürfte, die Wachsamkeit der französischen Besatzung in Neufahrwasser zum zweitenmale zu täuschen.

„Heute Abend, meine theure Louise, komme ich zu Dir im Auftrage meines Capitains, der Deiner Mama das Bild schicken wird, welches er ihr jetzt zeigt, eine Stunde wirst Du mir dann schenken können, Louise, um die Abenteuer meiner letzten Vergangenheit, und — und die Versicherung von mir zu hören, daß nichts, nichts in der Welt die Erinnerung an Dich, mein engelhaftes Mädchen, auch nur einen Augenblick hat in den Hintergrund drängen können."

Er war verschwunden. Madame Wohlgemuth trat vom Capitain geführt wieder in die Cajüte, knirte sehr höflich, trank eine Tasse echten Karavanen-

Thees und ließ sich dann wieder ans Land führen, einmal über das andere ihrer Tochter die Versicherung gebend, so höfliche Leute als diese Schiffer seien Ihr noch gar nicht vorgekommen.

Louise befand sich wie in einem Traum. Ihr Herz schlug heftig und ein Gefühl des Glücks, über das sie sich durchaus keine Rechenschaft zu geben wußte, lag wie goldener Sonnenschein in ihrer Seele.

Ja, das war Fritz! ihr Freund, das war der Jüngling, dessen sanftes Schmeicheln, dessen fester Muth, dessen Selbstvergessenheit beim Anblick des schaurigen Hungertodes, ihr in einigen kurzen Augenblicken als Kind noch ein Gefühl hervorgerufen, dessen süße Seligkeit sie sich nie hatte zurück zaubern können und das jetzt von Neuem wie Frühlingsduft, wie Sonnenschein, wie die Seligkeit des Gebets, ihr Herz erfüllte.

Er war ein Mann geworden. Das Leben hatte ihn gereift! Ein Mann, ein Held, der dem Schicksale dreist die feste Stirn entgegenstemmte, stand vor ihren Augen und forderte von ihr die Erneuerung der Gelübde, da sie, damals ein Kind, beim Anblick des Todes dem Knaben geleistet, der ihren Muth erhob, ihre Hoffnung stärkte, der nur an sie dachte, sie tröstete, als ob sein eigenes Leiden, sein eigener Tod nichts wären neben dem ihrigen.

Die Stunden entflohen ihr und der späte Abend hüllte endlich die Welt in seine Schatten.

Vetter Wilhelm war auf ihren Wunsch zeitig in sein Zimmer gegangen, sie saß mit der Mutter und harrte des Augenblicks, da der Freund erscheinen sollte, der Leben und Freiheit eingesetzt, um sie wieder zu sehen.

Als er das Zimmer betrat, hatte er die lästige Verkleidung abermals abgelegt und stellte sich der Madame Wohlgemuth als der junge Verwandte vor, dem ihr Gatte das Leben gerettet, mit dem Louise so lange die Angst vor dem Hungertode getheilt.

„Herr von Treufeldt! o lieber Gott, Herr von Treufeldt! Sie leben, Sie sind gesund!" sagte die einfache Frau mit herzlichster Freude. „O das nehme ich als ein gutes Zeichen, daß auch mein armer Mann einmal fröhlich und gesund heimkehren wird, mein Mann, und Lydia, mein theures Kind."

„Herr Wohlgemuth war vor zwei Monaten noch gesund und trug mir Grüße an alle seine Lieben auf, wenn es mir möglich werden sollte, hierher zu kommen. Mir Briefe mitzugeben wagte er nicht. Ich war vor neun Wochen in Toulon, als Fischer verkleidet auf einem Strandboot. — Dort habe ich Soldaten von unserm Corps gesehen in der Tracht der Galee-

renſklaven und von Neuem den Eid geſchworen, mein Vaterland von der fremden Zwingherrſchaft zu befreien und müßte ich dabei den letzten Tropfen meines Blutes vergießen. Aber ich konnte das Leben, das ich führe, es gleicht dem des gehetzten Wildes, nicht länger ertragen ohne das Mädchen wiederzuſehen, das mein guter Genius war ſeit dem Tage, da ich es zuerſt erblickte.

„Ihr Gatte, theure Frau, weiß aus meinem Munde, daß ich Louiſe als den Schutzgeiſt meines Ich's betrachte, daß ich, wenn einſt Zeiten kommen, in denen ein deutſcher Mann ſich mit Freuden den eignen Herd gründen mag, in ihr meine künftige Gattin ſehe. Er weiß, daß Louiſe mir ihr Wort verpfändet, keinem andern als mir anzugehören, und er hat mich Sohn genannt und geſegnet, und ſo hoffe ich, verehrte Frau, daß auch Ihr Segen mich jetzt beglücken und mir Muth für die Zukunft geben wird!"

„Wenn Er, mein lieber, armer Ernſt, ja geſagt hat zu Ihrer Verlobung mit unſrer Louiſe, ſo habe ich auch nichts dagegen und ſegne Sie von ganzem Herzen als meinen Sohn, und da ich weiß, daß ein Brautpaar ſich immer vieles zu ſagen hat, was keinen andern Menſchen intereſſiren kann, ſo will ich

gehen und meinen Abendsegen lesen und für meinen Mann und meine lieben Kinder beten."

Mit diesen Worten verließ Madame Wohlgemuth das Zimmer. Fritz lag zu Louisens Füßen und drückte voll Seligkeit ihre Hände an seine Lippen. Sie streichelte sein Haar, sie lehnte ihren Kopf auf seine Schulter und duldete und erwiederte die Küsse, die er auf ihre Stirn, ihre Locken, ihre Lippen drückte.

„Du bist gerettet, Fritz. Deinem Vaterlande, Deiner Mutter, mir gerettet," sagte sie unter leise rinnenden Thränen, „wie war das möglich? wie hast Du gelebt diese lange Zeit? welche sind Deine Pläne für die Zukunft?"

„Laß mich die letzte Frage zuerst beantworten, meine Geliebte, sie ist die wichtigste; denn unsre Zukunft wird eine gemeinsame sein, wenn Gott mich überhaupt eine Zukunft erleben läßt.

„Ich gehöre mit Leib und Seele dem Bunde wackrer Männer, der trotz dem Verbote Napoleons durch ganz Deutschland existirt, ja mehr als ein Mitglied unter dem französischen Heere selbst hat. Glaube mir, Louise, die Zeit der Befreiung wird kommen. Sie ist uns vielleicht näher als wir jetzt zu hoffen wagen.

„Sobald eine Erhebung Deutschlands statt findet,

sobald der König Soldaten braucht, bin ich zur Hand, und ich denke, es wird meinem Ruf dann nicht schaden, daß ich den sterbenden Schill rächte, indem ich Dem, der ihm den letzten Streich versetzte, die letzte Kugel meines Pistols ins Auge jagte. Schlank und auffallend klein, wie ich es damals noch war, glückte es mir, mich unter den Leichnamen, die über mir zusammensanken, hervorzuwinden und durch eine Oeffnung in die Scheuer zu kriechen, neben der mein Freund gefallen.

„Gott wollte, daß ein Bauernmädchen einen Theil ihres Anzuges dort aufgehoben. Ich zog den Rock und das Mieder an, band um meinen Kopf ein rothes Tuch, legte die Stiefel und Strümpfe ab und schlich mich in dieser Verkleidung, barfuß, mitten durch die Franzosen nach der Stadt Stralsund.

„Dort war meine Mutter. Sie hatte mich todt geglaubt und nahm mich mit Entzücken auf, als ich in später Nachtstunde bei ihr eintrat.

„Der Zufall wollte, daß ihr Dienstmädchen erkrankt war und zu ihren Eltern gebracht zu werden begehrt hatte. Meine Mutter gab mir Kleider von ihr und fünf Wochen galt ich für eine Aufwärterin vom Lande. Niemand vermuthete an dem glatten Gesicht der kleinen Magd den verschollenen jüngsten

Officier des Schill'schen Corps. Daß ein englisches Schiff auf der Rhede von Stralsund kreuzte und bereit war die armen Geächteten aufzunehmen, wußte jedermann, dorthin zu gelangen aber schien unmöglich, da die strengste Wache am Strande jede Verbindung der Engländer mit dem Lande hinderte.

„Es galt indeß Leben und Freiheit, das Schiff schwimmend zu erreichen war schwer, unmöglich war es nicht. Meine Mutter gab mir alles Geld, was sie besaß und auftreiben konnte, zwanzig Louisd'or.

„Sie nähte sie mir in einen Gürtel, sie segnete mich unter heißen Thränen, und so ging ich am hellen Tage in Frauenkleidern nach dem Strande und sah mir die Gelegenheit an.

„Ich sah das englische Schiff und überzeugte mich von der Möglichkeit, es schwimmend zu erreichen, wenn ich den Versuch am Tage machen konnte und das Wetter mich einigermaßen begünstigte.

„Ich warf meine schweren Oberkleider ab und ging ins Wasser, wie mit der Absicht, meine Füße zu kühlen.

„Weit und breit war im Augenblick nichts gefährliches sichtbar als eine französische Schildwache, die vielleicht hundert Schritt von mir mit geschultertem Gewehr auf- und abging.

„Ich ging also weiter und weiter, machte endlich eine Bewegung als ob das Wasser mich umrisse, schwamm da so weit ich es ertragen konnte unter dem Wasser und als ich gezwungen zu athmen den Kopf erhob, war ich tausend Schritt vom Ufer entfernt und konnte das rettende Fahrzeug in deutlichen Umrissen vor mir sehen.

„In drei Stunden befand ich mich, freilich tödtlich erschöpft, am Bord desselben und einige Tage darauf in London.

„Meine geringe Baarschaft, die ich im Gürtel auf dem Leibe getragen hatte, war natürlich nicht ausreichend um für längere Zeit mich zu erhalten. So dachte ich denn gleich zuerst an eine Arbeit, die mich ernähren sollte. Meine Mutter hatte mich als Knaben Körbe flechten lernen lassen. Das war meine letzte Zuflucht vor dem Betteln, aber ich war zu lange Soldat gewesen, als daß eine solche Beschäftigung mir hätte gefallen können. — Doch ich hatte das Leben am Bord kennen gelernt und lieb gewonnen. Auf dem freien Meere fühlte ich mich als freier Mann und so bemühte ich mich um ein Unterkommen auf einem Schiffe.

„Man erzählte mir, daß eine Menge kleiner englischer Kaper, von Privatleuten ausgerüstet, den

Franzosen ungeheuern Schaden zufügten und dem Schmuggelhandel Schutz und verhältnißmäßige Sicherheit gäben.

„Eine Stelle auf einem solchen zu erlangen, schien mir äußerst wünschenswerth, und durch die Vermittlung des Flottenofficiers, auf dessen Schiff ich mich gerettet hatte, ward ich einem großen Mann vorgestellt, dessen ganzes Wesen mir sehr zusagte. Er hatte den Rest seines Vermögens, das durch die Stockungen im Handel sehr zusammengeschmolzen, auf den Bau und die Ausrüstung des schönsten kleinen Schiffes verwendet, was vielleicht je mit verborgenen Kanonen und falschen Papieren in See gegangen. Du hast, meine liebe Louise, unsre hübsche kleine Gypsi heute gesehen, aber niemand kann sich eine Vorstellung machen von der Verwegenheit und dem Glück, mit dem Capitain Talimor sie führt. Es giebt keinen deutschen, noch so streng von den Franzosen bewachten Hafen, in den er nicht seine Güter eingeschmuggelt, ja unter Hamburgs Flagge und mit hamburger Papieren segelnd, sind wir bereits in Brest und Toulon gewesen.

„Scharfer Druck erzeugt eine ungeheure Schnellkraft und jetzt, in den Zeiten der tyrannischen Feindherrschaft, werde ich erst inne, wie viel Muth, Selbst-

vertrauen, List und Besonnenheit in der Seele des Menschen verborgen liegt.

„Meine Mutter weiß von meiner Rettung, aber sie weiß nichts von meinem abenteuerlichen Leben und soll es auch vor der Hand nicht erfahren. Dich aber, meine süße Louise, mußte ich wiedersehen, mußte aus Deinem Munde hören, daß Du meiner noch gedenkest, um Kraft zu finden, der Zukunft in die Augen zu blicken. Glaube mir, mein angebetetes Mädchen, daß mein ganzes Leben mit allen seinen Wechseln und Abenteuern, mit allen seinen Anstrengungen und Aufregungen nichts anderes ist, als der Kampf mit dem Geschick um Deinen Besitz.

„Nimm mir die Hoffnung, einst an Deiner Seite das ruhige Glück der Häuslichkeit zu finden, und es bedarf keines französischen Schwertes mehr um mich zu tödten. Die Welt ist für mich nur die Rennbahn, auf der ich um Deinen Besitz ringe, um Deinen Besitz, der so fest an die Befreiung des Vaterlandes geknüpfet ist, daß Eins ohne das Andere für mich nicht denkbar ist.“

„Und mein Vater?“ fragte Louise, „Du hast ihn gesehen, Fritz, wie lebt er?“

„Unter dem Schutze eines alten, sehr vornehmen Franzosen, der ihn mit ausgezeichneter Freundschaft

behandelt. Auch seine Befreiung knüpft sich an die Befreiung des Vaterlandes, und der Tag derselben wird kommen, so gewiß kommen, als der Frühling dem Winter folgt, als aus dem Kinde die holdselige Jungfrau sich entwickelt. O Louise, liebe Louise, wie bebte mein Herz, als ich Dich am Ufer stehen sah, so schön, so wunderschön erblüht, wie meine Träume mir kaum Dein Bild gezeigt hatten. Weißt Du, meine Geliebte, daß die Dichter meinem Geschlechte Unrecht thun, wenn sie es minder treu und ausdauernd in der Liebe als das weibliche schildern? Ein Mann, der im reinen Herzen das reine Bild eines geliebten Weibes aufnimmt, der seine Männlichkeit nicht entehrte durch unsaubere Gelüste und mit Festigkeit der Zeit entgegen sieht, da ein geliebtes seelenreines Weib ihm alles Glück der Erde in ihrem Ich geben soll, der liebt sicherlich treuer, fester, sehnsüchtiger als das treueste liebevollste Weib."

„Ich weiß das nicht, Fritz, und kann es nicht beurtheilen," entgegnete Louise mit bebender Stimme. „Ich weiß nur Eins: von jetzt ab werde ich Dich lieben mit wandelloser Treue, mit heißester Sehnsucht, mit festestem Glauben. Ich war ein Kind bis heute, ich bin ein Weib seit dieser Stunde des Wiedersehens; komme nun was mag, ich bin Dein in

Zeit und Ewigkeit. Bevor Du aber mich Deiner Liebe für würdig hältst, mußt Du die Geschichte meiner Vergangenheit kennen und erfahren, daß das verfrühte Gefühl der Liebe, was Einsamkeit, Todesangst und die Ahnung Deines Werthes auf Augenblicke erweckt hatten, in mir wieder erloschen war, obschon die Erinnerung an dasselbe ausreichte, mein Herz in der Stunde der Versuchung vor dem Aufflammen der Leidenschaft zu schützen."

Sie erzählte, den Kopf an seine Brust gelehnt, ihm jetzt alle Begebenheiten und Gefühle ihrer Vergangenheit. Als sie von St. Albans sprach und jener verhängnißvollen Nacht, da er ihr Nachricht von ihrem Vater brachte, da knirschte er mit den Zähnen und seine Hand ballte sich, aber allmählig ward er ruhiger und zog sie an seine Brust, bedeckte ihre Lippen mit Küssen und sagte: „Er mußte weichen, der Feind, der Versucher vor der Reinheit Deines Herzens, jetzt wird keiner diesem Herzen mehr nahe treten können, denn jetzt liebst Du mich, Louise!"

Sie plauderten lange, die wiedervereinten jungen Herzen fanden sich in voller reiner Liebe zusammen, und als Fritz endlich schied, da hatte Louise sich selbst erkannt und wußte, daß ihre Zukunft diesem Manne angehören müsse, wenn sie glücklich sein sollte.

Sie wußte, daß die Liebe nicht in der Kindheit, sondern erst in der reiferen Jugend zur Blüthe gelangen kann, daß aber dennoch ihr erstes Gefühl für den Geliebten auch Liebe, wenn schon eine andere knospenhafte Liebe gewesen sei, während ihre Furcht vor St. Albans und die seltsame Anziehungskraft, die dieser auf sie geübt, nicht Liebe, sondern die Ahnung der wilden, der Liebe verwandten Leidenschaft gewesen, die überall, wo sie sich zeigt, zerstörend wirkt; die wie die Blüthe des Stechapfels schön ist, aber betäubend und eine giftige Frucht ansetzt, während die Liebe, die echte, wahre, der Blüthe der Erdbeere, des Apfels gleich, verblühend erst ihren wichtigen Standpunkt erreicht und die Früchte trägt, die das Leben erquicken.

Sechsstes Capitel.

Hätt' ich zu diesem Schlage mich verseh'n,
So hätte, ihn zu übersteh'n,
Mir auch gewiß die Fassung nicht gefehlt.
Virgils Aenäide übersetzt von Schiller.

Oben auf seinem Zimmer, das mit musikalischen Instrumenten angefüllt, von Blumendüften durchwürzt und mit den manichfachsten Bequemlichkeiten

versehen, auf alle Sinne einen angenehmen Eindruck machte, ging Wilhelm von Itzstein mit großen Schritten auf und nieder.

Sein sonst bleiches Gesicht flammte, seine weißen Augäpfel schienen aus ihren weit geöffneten Höhlen dringen zu wollen, und die zurückspringenden Lippen ließen die weißen auf einander gebissenen Zähne erblicken.

„Unmöglich! undenkbar!" stieß er endlich mit Heftigkeit hervor, „lesen Sie mir die Stelle noch einmal, sie muß einen andern Sinn haben, Sie irren Sich, Magister, oder — oder Sie täuschen mich geflissentlich zu irgend einem Zweck."

„Sie sind wunderlich," entgegnete Herr Fisch sehr gelassen, „thun Sie doch, als ob es das Unerhörteste von der Welt wäre, daß eine Familie ihr Vermögen verliert. Ich dächte die Zeiten wären danach, und seit wer weiß wie viel Jahren leben Sie in einer ruinirten Familie, müssen, wenn Sie's auch nicht sehen können, doch einsehen, wie es mit den Leuten hier, von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat Berg ab geht; was schreien Sie denn Zeter, weil auch Ihr Vater Verluste gehabt hat und sich einschränken muß? Ueberhaupt ist's ja noch nicht so ein großes Unglück, daß wir nach Berlin ziehen

sollen. Das Nest hier ist doch nicht so anmuthig, daß man sich nicht davon sollte trennen können."

Der Blinde blieb vor dem Sprecher stehen und schlug die Arme über einander.

„Schweigen Sie, ärmlicher, gedankenloser, kurzsichtiger Mensch, der Sie sind," sagte er im Tone höchsten Ingrimms, „und machen Sie durch Ihre albernen Reden ein herzzerreißendes Geschick nicht noch zu einer ärgerlichen Unannehmlichkeit. Arm! arm! blind und ein Bettler, das ist das Loos, welches mir beschieden ist auf dieser besten Welt! O warum hat meine Mutter mich nicht in der Geburt erstickt, warum mußte ich leben, um nichts kennen zu lernen als nagende Schmerzen, unerfüllte Wünsche, herbe Entbehrungen. Blind und ein Bettler! und dann spricht man von Gott, von einer liebevollen Vorsehung, welche die Geschicke der Menschen mit Weisheit und Güte leitet! — O, und Louise! Habe ich darum mein ganzes Leben daran gesetzt, mir des Mädchens Herz zu gewinnen, um nun endlich das ihrige zu brechen, indem ich mich von ihr trenne, oder soll ich sie an das Elend eines blinden Bettlers fesseln?"

„Na, darüber beruhigen Sie Sich nur," sagte der Magister hämisch, „Mädchen grämen sich nicht

todt und ich denke, die Louise wird's überstehen, wenn Sie und ich fortgehen. — Uebrigens können ja auch noch andere Zeiten kommen, bessere, Ihr Vater kann sein Vermögen wieder erlangen. Man spricht von einem großen Kriege gegen Rußland, da dürften sich leicht Geschäfte machen lassen, die einem Mann in seiner Stellung was erklekliches abwerfen."

Wilhelm hörte nicht auf den Sprecher.

Langsam und sinnend ging er wieder auf und ab, der Zorn schien dem Schmerz gewichen zu sein.

„Lesen Sie mir den Brief meines Vaters noch einmal," sagte er endlich, sich niedersetzend.

„Das ist ein eignes Vergnügen, was Sie Sich da machen — meinethalben aber, ich lese auch noch zum vierten Mal, was Ihnen zu hören so schrecklich erschien:

„Mein Sohn!

„Deine Idee, Dich verheirathen zu wollen, ist nach allem, was ich von dem Mädchen gesehen habe, so übel nicht. Wäre der Ober-Amtmann Wohlgemuth noch wie einst ein reicher Mann, so würde ich nichts dagegen haben, ich würde sogar mich herzlich freuen, daß Dir's gelungen, Dich in der Welt zu poussiren, denn in diesem Fall fiele die Versorgung seiner Tochter und seines Schwiegersohnes ihm zu.

Jetzt ist die Sache unmöglich, ganz und gar unmöglich. Du scheinst meine vielfachen Andeutungen, daß es mit meinen Vermögens-Umständen schlecht steht, nicht beachtet, nicht verstanden zu haben. So sehe ich mich denn genöthigt, Dir vollkommen reinen Wein einzuschenken und Dir zu sagen, daß ich durch die Zeitereignisse gänzlich und vollständig ruinirt bin, so zwar, daß ich jetzt darauf dringen muß, daß Du mit dem Magister hierher kommst, da ich die Pension an Madame Wohlgemuth und Dein bedeutendes Taschengeld, so wie das Honorar für den Magister nicht mehr zahlen kann.

„Hier wird Deine Mutter und ein Bedienter das Amt Dich zu führen übernehmen, dem Herrn Magister hoffe ich in wenigen Wochen eine ihm zusagende Stellung verschaffen zu können. Dein Taschengeld wird sich hier nach meinen sehr verringerten Mitteln richten und die Pension erspare ich ganz und gar, da Dein Aufenthalt im elterlichen Hause unsern Hausetat im mindesten nicht vergrößern wird. Da man höheren Ortes Deinem Aufenthalt hier keine Hindernisse mehr in den Weg legen wird, wenn Du Dich nicht durch Tollheiten bemerklich machst, so steht Deiner augenblicklichen Rückkehr kein Hinderniß entgegen. Die Reisekosten werde ich Dir senden,

sobald Du mir den Tag bestimmst, wann Du abreisen willst. Cousine Wohlgemuth wird sich auch einschränken müssen. Es ist schon nicht anders, die Zeiten sind schlecht. Deine Mutter grüßt Dich. Sie weint vor Freude bei dem Gedanken, Dich wieder hier zu haben.

„Schreibe mir umgehend, welchen Tag Du aufzubrechen gedenkst. Deine Instrumente, Betten ꝛc. können mit Frachtfuhr Dir nachgesendet werden, Du selbst mußt mit dem Magister per Post reisen. Empfiehl mich Deinen Hausgenossen.

Dein Vater.“

„Und das schreibt er mir so ruhig, so gelassen, als ob sich's um die gleichgiltigste Sache von der Welt handle!“ sagte von Neuem aufspringend der Blinde.

„Ihr Herr Vater ist eben ein Philosoph,“ meinte der Magister.

„Es ist leicht philosophiren,“ rief ergrimmt der Blinde, „wenn man Augen zu sehen und die Kraft hat für sich selbst zu sorgen, sich die Erfüllung seiner Wünsche selbst zu verschaffen, zu erkämpfen. Ich, in ewiger Nacht sitzend, soll nun das einzige Licht meines öden Daseins verlassen, dem einzigen Glück entsagen, was für mich möglich ist.“

„Zum Teufel,“ sagte der Magister ärgerlich,

„Sie wissen ja noch nicht einmal, ob das Mädchen Sie haben will oder nicht, und ich will's Ihnen offenbaren: ich für meinen Theil glaub' nun und nimmermehr, daß sie eben besonderes Verlangen nach Ihnen trägt. Sie haben Sich einmal in die Idee hineingearbeitet, daß es Ihnen gar nicht fehlen kann bei Louise, haben das Anfragen von Tag zu Tag, Jahre hindurch verschoben. Denken Sie denn, so ein Mädchen wird sitzen und warten, ehe sie sich einen Liebhaber anschafft? Jugend hat nicht Tugend, und die wird auch nicht anders sein als ihre Schwester, die mit dem Franzosen durchging."

„Sie liebt mich, ich weiß, daß sie mich liebt! Daran kann bei mir kein Zweifel obwalten; zudem," setzte er leise murmelnd hinzu, „wäre jeder Zweifel hier ein Sacrilegium. Woran soll ich denn glauben, wenn nicht an die Unschuld und Reinheit eines Herzens, das ich seit seiner zartesten Kindheit scharf beobachtet und auf keinem unreinen Gedanken ertappt habe."

Die Thür des Zimmers ward in diesem Augenblick geöffnet und Louise trat ein mit einem herzlichen: „Guten Abend! Die Mutter ist bei der Frau Consul," setzte sie hinzu, „und weil das Wetter so

schön ist, so komm ich, um zu fragen, Vetter, ob Sie nicht einen Spaziergang mit mir machen wollen?"

Der Blinde nickte.

„So werde ich Sie unten erwarten."

„Ich komme in zehn Minuten," entgegnete er.

Es war ein herrlicher warmer Tag des Frühherbstes. Der Himmel hing voll lichter Wolkenfleckchen und die Bäume fingen an, ihre bunten Gewänder anzulegen.

Louisens Herz war voll warmer Freude. Sie hatte heute, vielleicht sechs Wochen nach jenem verhängnißvollen Wiedersehen, die erste Nachricht von Fritz erhalten, und zwar war diese ihr zugekommen durch einen Brief seiner Mutter, die mit voller Liebe die Tochter segnete, welche der geliebte einzige Sohn ihr zuführen wollte.

Frau Treufeldt schrieb von ihrer kleinen Besitzung am Ufer der Oder, wo sie seit der Flucht ihres Fritz ihr Domizil aufgeschlagen hatte.

Tausend Erinnerungen knüpften sich für das Herz der Matrone an jenen stillen lieblichen Ort, und liebevoll beschrieb sie der Braut ihres Sohnes die Plätzchen, wo dieser einst seine Kindheit verlebt hatte. Es war eine solche Lebendigkeit in diesen Schilderungen, daß Louise zu Muthe wurde, als

hätte sie all die lieben schönen Stellen schon einmal gesehen, und sie dachte es sich sehr beglückend, die Mutter ihres Verlobten dort besuchen zu können.

Als Vetter Wilhelm zu ihr eintrat, nahm sie sich vor, diesem heute nun auch ganz gewiß endlich zu erzählen, daß sie ihr Herz an einen wackern Mann verschenkt. Der Blinde war ihr ein treuer Freund, ein aufmerksamer liebevoller Lehrer in einer Lebensepoche gewesen, wo ihr kindliches Herz der Freunde nicht eben viele gehabt hatte, und sie machte sich Vorwürfe wegen ihres Mangels an Vertrauen zu ihm. Weiß Gott aber wie es gekommen, so oft sie sich auch vorgenommen, ihm ihr Herz zu eröffnen, es war ihr immer unmöglich gewesen, ein Gefühl, dem sie keinen Namen zu geben wußte, das sie aber zu ersticken schien, wenn sie mit dem Blinden über diesen Gegenstand reden wollte, hatte sie stets davon zurückgehalten.

Sie hatte ihren Arm, wie seit so vielen Jahren gewöhnlich, in den seinigen gelegt und so gingen sie dahin in der milden Herbstluft, beide schweigend, denn auf beider Herzen lag ein Geheimniß.

Louise nahm sich endlich zusammen und begann das Gespräch, indem sie lächelnd sagte: „Nicht wahr, Vetter Wilhelm, wir sind doch eigentlich alte und

treue Freunde und einander Offenheit und Wahrheit schuldig?"

„Du willst mich mahnen, mein süßes Mädchen, daß ich Dir vertraue, was mich bedrückt," entgegnete der Blinde, „und wohl, Louise, hast Du ein Recht dazu. Was ich Dir aber sagen muß, ist traurig, so traurig, daß ich jede Minute, da ich gegen Dich schweige, als Deinem Glück zugelegt betrachte."

„Um Gottes Willen, was ist geschehen?" rief Louise erbleichend und in ihrem raschen Schritt innehaltend, denn die Füße versagten ihr den Dienst.

„Das betrübendste und schrecklichste für mich und Dich, was geschehen konnte."

„Mein Vater, meine Schwester," stammelte das Mädchen, „welche Nachricht haben Sie von ihnen?"

„Keine, mein Kind, das Leid, von dem ich spreche, trifft buchstäblich in seiner ganzen Schwere nur mich und — Dich," setzte er etwas zögernd hinzu — „wir müssen uns trennen."

„Das ist traurig, recht traurig, mein guter lieber Freund," sagte Louise, deren Wangen sich allmählig wieder rötheten, „aber auf eine Trennung von Freunden folgt, so Gott will, auch ein Wiedersehen und ich kann nicht denken, daß wir beide, Sie

und ich, fürs Leben von einander Abschied nehmen könnten.“

„Das Herz des Weibes ist stets hoffnungsfreudig,“ sagte der Blinde mit einem glücklichen Lächeln, „aber Du hast recht, meine süße Louise, Du und ich, wir trennen uns nicht fürs Leben, denn unser Leben ist in seinem innersten Kerne vereint. Was auch jetzt zwischen mich und die Hoffnung, Dich, mein Mädchen, zu besitzen, treten mag, ich werde die Hindernisse überwinden, die uns trennen, ich, ich selbst, ein Mann, trotz meiner Blindheit werde Dich mir erringen. Ich will arbeiten, kämpfen, streben und dem Schicksale Trotz bieten, das sich in tausendfacher Weise hindernd in meinen dunkeln Lebensweg wirft.

„Du Louise, mein Licht, meine einzige Sonne, meine holde Blume, sollst und wirst mein werden. Ich habe Kräfte und Fertigkeiten, die ich, gilt es Dein Glück, benützen will und kann. Ich werde Stunden geben, Conzerte, ich werde meine schöne Stimme dem Pöbel für zehn Groschen pro Abend feil bieten, gleichviel vor wem ich singe, ich werde immer nur für Dich singen, meine holde Blume und — ich werde das Glück, Dich zu besitzen, doppelt,

dreifach empfinden, wenn ich es durch eig'ne Kraft errungen."

Die beiden Spaziergänger waren während dieser lebhaften Worte des Blinden an einen Ort gekommen, den dieser vorzugsweise liebte. Es war eine Brücke, unter deren oberem Bogen das kleine Flüßchen Hummel im Herbst und Frühling schäumend und brausend in ein Thal stürzt, der Pulvergrund genannt.

Das Geräusch und die Kühle des Wassers waren ihm, der die Schönheit der Natur nicht durch das Auge erkennen konnte, angenehm, und oft pflegte er hier stundenlang mit Louise, oder dem Magister auf einer Bank unter den Zweigen einer alten mächtigen Eiche zu sitzen, die ein grünes liebliches Plätzchen bildet, von dem glücklicher organisirte Menschen den Umblick in eine unbeschreiblich liebliche Landschaft genießen können.

Auch heute hatte Wilhelm seine jugendliche Begleiterin, von dem ihm inwohnenden ungeheuer feinen Ortsinn geleitet, leise nach diesem reizenden Plätzchen gedrängt und jetzt zog er das zitternde Mädchen zu sich nieder und versuchte es, ihr Köpfchen an seine breite Brust zu betten.

Louise zitterte so heftig, daß sie nicht die Kraft

hatte, ihm zu widerstehen. Eine furchtbare Angst rang in ihrer Seele mit unendlichem Mitleid. Er liebte sie, er der Unglückliche, dem alles Glück der Erde versagt zu sein schien, er liebte sie, während ihr nie der Gedanke in die Seele gekommen, daß dieses Menschenherz auch Ansprüche auf das allgemeine und höchste Glück der Menschheit, auf das Glück der Liebe und des Familienlebens machen könne. O, und er glaubte sich wieder geliebt! wie, wie sollte sie es anfangen, um ihm diese Täuschung zu nehmen, ohne sein stolzes Herz bis in seine tiefsten Tiefen zu verletzen, ja zu zerreißen?

Mein Gott und sie fühlte, daß seine Lippen die ihrigen suchten, fühlte, daß der Kuß, den er ihr aufzudrücken strebte, jetzt ein Brandmal für sie und eine Treulosigkeit gegen Fritz wäre.

Sie wand sich aus seinen Armen los. „Steh mir bei, mein Gott, steh mir bei in dieser höchsten Angst," flehte ihr bebendes Herz, „zeige mir den Weg, den ich gehen muß, den rechten, mein Gott! führe er zu Glück oder Leid."

Es war das heißeste glühendste Gebet ihres Lebens, so sich aus ihrer geängstigten Brust rang, und es that wie immer seine Wirkung.

Ganz klar, ganz deutlich fühlte sie, daß sie die

Täuschung zerstören müsse, in die der Blinde sich hineingelebt, wenn sie nicht falsch und treulos sowohl gegen ihn, als gegen den abwesenden Verlobten handeln wollte.

„Vetter, lieber Vetter, mein Freund, mein Lehrer," sagte sie sanft, indem sie seine Hand an ihre Lippen zog, „sprechen Sie nicht weiter, kein Wort weiter, denn Sie zerreißen mein Herz — Sie sprechen zu der verlobten Braut eines abwesenden Ehrenmannes, und Sie werden, Sie können nicht wollen, daß ich Geständnisse anhöre —"

Der Blinde ließ sie los, richtete den Kopf empor und warf mit einer seltsam wilden Bewegung seinen Hut weit von sich in den rauschenden Strom. Die Wasserwirbel packten ihn und rissen ihn mit sich fort.

„Ist er hinabgestürzt, ist er gefallen, Louise?" fragte er mit einem verzerrten Lachen.

„Vetter, Vetter, o um Gottes Barmherzigkeit!" rief das Mädchen, seine Hände mit der Kraft der Todesangst festhaltend, „bleiben Sie neben mir, gestatten Sie mir, Sie still nach Hause zu führen."

„Nun beruhige Dich, schöne kluge junge Dame, ich werde mich eines Mädchens wegen nicht tödten," entgegnete er mit höhnischem Tone. — „Es war nur ein Augenblick, in dem ich ein Narr war. In alle

Wege ist's so besser! Ich bin ein armer Schlucker und müßte arbeiten, mich zum Musiklehrer, zum fahrenden Conzertgeber erniedrigen, um des Glücks und der Ehre theilhaftig zu werden, der Mann der jüngsten Demoisell Wohlgemuth zu sein, deren Papa wegen Unterschleif auf den Galeeren von Toulon rudert und deren ältere Schwester die Maitresse eines französischen Obristen ist. — Es geht mir nicht ans Leben, auf diese Ehre zu verzichten."

„Vetter," sagte Louise, mit heißen Thränen die Hände des Blinden fassend und leise streichelnd, „Sie leiden sehr, denn sonst würden Sie mich, der Sie noch nie ein unfreundlich Wort sagten, nicht so bitter kränken. Armer Vetter, ach Gott, lieber Gott, wenn ich ein Mittel wüßte, Sie zu beruhigen und den Stachel des Schmerzes, der Sie jetzt quält, aus Ihrer Brust zu ziehen, ich würde es anwenden und müßte ich mein Herzblut dafür hingeben."

„Wohl," sagte der Blinde ungestüm, „so werde mein Weib und zerreiß die Bande, mit denen Du Dich vorschnell gefesselt."

„Das ist Ihr Ernst nicht, Vetter! was könnte ich Ihnen als Frau sein, mit der Liebe zu einem Andern im Herzen? Ihnen, einem so stolzen Mann? Würden Sie von dem Mitleid eines Mädchens hin-

nehmen wollen, was allein die Liebe geben kann? würden Sie nicht in jeder Stunde unseres Lebens glauben, daß ich Ihnen Opfer brachte, die mir schwer fielen? Nein, lieber Vetter, Sie wissen und fühlen so gut wie ich, daß Mitleid und Pflichtgefühl nicht ausreichen zur Ehe, selbst wenn, wie bei mir, herzliche aufrichtige Freundschaft dazu kommt. Ich müßte nicht Ihre Freundin sein, wie ich es bin, wenn ich, um Ihnen den kurzen heftigen Schmerz einer Täuschung zu ersparen, Sie zu dem lebenslänglichen Elend einer Ehe verurtheilen wollte, in der Sie das peinlichste aller Leiden, den Zweifel an dem Glück der Liebe und der Hochachtung Ihres Weibes extragen müßten.

„Guter, lieber Vetter, Sie, fast mein ältester Freund, müssen erkennen, daß ich Sie viel zu jung kennen lernte, um Sie lieben zu können, daß ich viel zu herzliche Freundschaft und reelle Achtung gegen Sie von Kindheit an fühlte, um mich in den Traum hinein zu wiegen, der Liebe heißt. Was Sie mir waren und sind, kann nie ein anderer Mensch mir werden, nicht der geliebteste Gatte könnte je mir Ihren Platz ersetzen, aber Ihnen einen andern als eben diesen Platz in meinem Herzen einzuräumen, ist mir auch unmöglich.“

„Worte! Worte!“ sagte der Blinde, „recht hübsche Worte sogar! Du hast in der Gesellschaft und unter der Leitung Deines blinden Vetters recht logisch und zusammenhängend combiniren gelernt. Nun ich habe das Verdienst, Deinem Zukünftigen eine ziemlich kluge Frau erzogen zu haben, — und wer, wenn man fragen darf, ist denn der Glückliche, der nicht blos unsichtbar — gesehen hätte ich ihn ja doch nicht — sondern ganz unbemerkbar, wie etwa Mars zu der Tochter des Orestiages, sich zu Dir geschlichen und Dein Herz erobert hat?“

„Ich bin Ihnen, Vetter, aufrichtige Antwort auf diese Frage schuldig, wie spottend und unfreundlich Sie sie auch an mich richten; ich bin verlobt mit Friedrich Treufeldt, dem jungen Mann, mit dem ich gemeinschaftlich drei Tage Todesangst theilte. — Als er ganz und gar alle Hoffnung aufgegeben hatte und um die Qualen des Hungertodes abzukürzen mich und sich tödten wollte, da kam es über uns wie eine Erleuchtung, da habe ich mich an seine Brust gelehnt und wir haben uns gegenseitig gelobt, treu auszuharren, dem bittern Tode in Liebe zusammen entgegen zu treten, aber auch, wenn Gott uns retten sollte, für dieß Leben und die Ewigkeit einander anzugehören.“

„Aber Louise, dieser Mensch, dieser Treufeldt stand im Schill'schen Corps und —"

„Er lebt, Vetter, ich habe ihn vor kurzem wiedergesehen! Er ist mir treu geblieben, ein herzensreiner, edler, liebevoller Mann. O Vetter Wilhelm, Sie würden Sich gerührt fühlen von der ritterlichen und reinen Liebe, die dieß Herz dem Mädchen widmet, das auch Sie durch Ihre Zuneigung und Freundschaft ehren. Vetter, lieber Vetter! könnten Sie vergessen, daß Sie von einer andern Liebe geträumt als der, die wir seit so vielen Jahren für einander fühlen, wie dankbar wollte ich Gott und Ihnen sein! Ich weiß nicht, wie ich das künftige Leben tragen soll, ohne die Gewißheit Ihrer unwandelbaren Freundschaft, ohne die Zuversicht, daß ich in jedem schwierigen Lebensaugenblick Ihren Rath erhalten, in jedem Leid ihre treueste Theilnahme finden kann.

„Wenn Sie jetztle iden, Vetter, weil ein Traum Ihnen zerrann, glauben Sie mir, ich leide auch, denn ich fürchte den Verlust eines sehr reellen, eines unschätzbaren Besitzthums, an das ich nun schon so lange gewöhnt bin, — Ihrer Zuneigung." Sie weinte heftig und ihre Thränen fielen heiß auf seine Hand.

„Still Mädchen, weine nicht," sagte er und zum Erstenmal, seit sie ihn kannte, sah Louise in dem lichtlosen Auge des Unglücklichen eine Thräne sich sammeln und schwer von der Wimper niedersinken. „Du machst mich zum Kinde durch Deine Thränen und Deine sanften herzigen Worte!" fügte er hinzu. „Meine Freundschaft zu verlieren darfst Du nicht fürchten, auf der großen, weiten, finstern Welt habe ich ja nichts, nichts, als den Schein Deiner Liebe. Du nanntest mich stolz — o ich bin es nicht, ich umhülle mit stolzen, harten und boshaften Worten das unendliche Meer von Elend in meiner Seele. Nein, weine nicht, Louise, oder wenn Du weinst, so laß es Thränen des Mitleids sein mit Deinem armen blinden Freunde. Ich liebe Dich, o mein Gott, ich liebe Dich! aber — ich weiß es nur zu gut, ich bin Deiner schuldlosen reinen Liebe nicht werth. Mein Herz ist verwildert, weil unverständige Elternliebe mich aus Mitleid mit meinem Gebrechen verzog, meine Seele ist wie mein Leib befleckt durch Ausschweifungen, von denen Deine Unschuld keine Ahnung hat. Ich bin an Verschwendung gewöhnt, war in hundertfachen Beziehungen meinen Eltern eine Last. Den scharfen Verstand, die mancherlei Talente, die ich besaß, benutzte ich nur, um andre zu verwunden, mich

selbst zu verhärten. Inwendig, tief unten in meinem Herzen, floß ein Strom von etwas, das ich nicht bezeichnen kann, von Liebe, Hoffnung, Wehmuth; neben Dir fühlte ich seine milde Wärme stets. Heute, jetzt hat er die eisige Fessel, die ich ihm umlegte, gesprengt und fließt hervor in heißen, in süßen Thränen. Laß mich weinen, Louise, einmal in meinem Leben an Deiner Brust weinen und — bete für mich, meine reine, heilige Geliebte!"

Er hatte die Stirn fest an ihre Schulter gedrückt und Thränen wie Regen strömten aus seinen verdunkelten Augen.

Auch Louise weinte, sie hielt seine Hand, die heftig zitterte, in ihren Händen. Neben ihnen rauschte der Wasserfall, der laue Wind flüsterte in den Blättern der Eiche. Die Abendsonne zündete goldene Reflexe an auf den Fenstern der Stadt, und Glockentöne, ein Begräbniß verkündend, schallten wehmüthig zu ihnen hinüber.

„Eine Hoffnung ist mir gewiß," sagte nach langem, langem Schweigen der Blinde endlich mit weicher Stimme, „die Hoffnung auf den Tod! Er wird mich nicht vergessen, nicht übersehen, und die Marterstunden meines Daseins werden ein Ende haben, wenn ich sterbe. Einst hoffte ich, sie sollten ein Ende

haben, wenn ich Dich besäße, wenn Du mein Weib, meiner Augen Licht, meiner Seele Trost geworden. Es ist vorbei! mir ist jetzt recht wohl, so wohl wie nach einer schweren furchtbaren Operation dem ermüdet Leidenden. Führe mich nach Hause, Louise. Laß immerhin mein Haar im Abendwinde flattern, ich hatte einmal den thörichten Glauben, daß das Wehen seiner Locken Dir so wohl gefallen müsse, wie vor Jahren, da ich ein armes kleines blindes Kind war, meiner Mutter. Komm Louise, gib mir Deinen Arm, wir machen den letzten Spaziergang mit einander."

„Aber Vetter, warum müssen wir uns trennen? können wir denn nicht wie sonst als innige Freunde, als liebevolle Geschwister neben einander leben? Die Zeit, wo ich einem Gatten angehören werde, liegt in weiter Ferne, und dann selbst, glauben Sie mir, Treufeldt würde in Ihnen stets einen lieben Verwandten sehen und ehren."

„Der Blinde ist kein Gegenstand für seine Eifersucht, ich glaube das schon," sagte Wilhelm mit einem Anfluge seiner alten Bitterkeit, setzte aber milde sogleich hinzu: „Nein Louise, selbst wenn die Verhältnisse meiner Eltern diese Trennung nicht nothwendig machten, ich kann nicht neben Dir leben

ohne die Hoffnung, daß Du für mich leben wirst.. Laß mich gehen, in Deiner Nähe würde ich Dich stündlich beleidigen, weil ich Dich heiß begehre, in der Ferne, meine Freundin, — da kann ich Dich anbeten!" —

Siebentes Capitel.

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden;
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst diesen Geist Du verwenden?

Kinkel.

Wilhelm von Itzstein war mit seinem Begleiter in das Haus seines Vaters zurückgekehrt.

Madame Wohlgemuth lebte seit dieser Zeit allein mit ihrer jüngsten Tochter und den Erinnerungen an ihre fernen Lieben.

Louise stand in fleißigem Briefwechsel mit Frau von Treufeldt und ihrer Tante Sophie, und auch Vetter Wilhelm schrieb ihr oft, durch eine fremde Hand freilich, aber diese Briefe machten dem jungen Mädchen dennoch Freude; denn sie waren Zeugen von der tiefen Anhänglichkeit des Blinden an Sie

und von seinem ernsten Streben, mit der Welt und seinem eignen Herzen ins Reine zu kommen.

Louise arbeitete viel und angestrengt. Sie mußte das. Die Pachtgelder aus Rußland kamen unregelmäßig ein und waren oft so gering, daß an ein Auskommen mit diesen Mitteln, bei den immer noch sehr kostspieligen Gewohnheiten der Mutter, nicht zu denken war. Louise schränkte daher alle Bedürfnisse des Haushaltes aufs äußerste ein, fertigte Wäsche und Kleidung für sich und die Mutter ohne fremde Hilfe an und bestrebte sich besonders aus dem kleinen Garten einen möglichst großen Ertrag zu ziehen. Dazu aber gehört Arbeit. Nur den Fleißigen beschenkt die mütterliche Erde mit den Schätzen, die ihrem Busen entkeimen; für den Unthätigen trägt sie immerfort noch Dornen und Disteln nach dem Fluche Jehovahs.

Für Louise war die Arbeit eine Zerstreuung. Es lagen auf ihrer jungen Brust der Leiden und Bekümmernisse so viele.

Das Schicksal von Vater, Schwester und Verlobten bekümmerte sie täglich mehr und nach kurzer Zeit wurden auch die Briefe des Blinden düster und trugen einen Charakter, der die arme Louise nothwendig betrüben und ängstigen mußte.

Was es eigentlich sei, das die finsterste Schwermuth in seiner ohnehin düstern Seele erregte, konnte Louise nicht aus seinen Schreiben erkennen, offenbar that er sich Gewalt an, ihr Thatsachen und Begebenheiten zu verschweigen, die er ja nur durch die Hand eines Dritten hätte mittheilen können, und vor diesem Dritten, nicht vor ihr, schien er sich zu scheuen.

Der Winter nahete, ein trauriger einsamer Winter für das junge Mädchen, dem die Pflicht oblag, die Mutter zu zerstreuen und zu erheitern, einen Haushalt zu führen und zum Theil zu unterhalten durch den Ertrag ihrer Arbeit. Dazu lag ein Elend, eine Düsterheit über dem Lande, die schwer auf jedes einzelne Herz einwirken mußte.

Man sprach von Krieg, von einem Kriege Frankreichs gegen Rußland, bei dem Preußen gezwungen war, dem verhaßten Bedrücker Soldaten zu stellen, freien Durchzug zu gestatten und, mit einem Wort, als sein Freund und Alliirter zu erscheinen.

Im preußischen Heere herrschte eine eigne gespannte, verzweifelte Stimmung. „Wenn der König mit Napoleon halten muß," erklärten mehrere junge Officiere im Kreise ihrer Familien, „so gehen wir zu den Russen über, denn wir wollen und wir können nicht unter den Fahnen unseres bittersten Feindes fechten."

Fritz Treufeldt war immer noch auf dem kleinen Kaperschiffe des Capitain Talimor, das allmählig anfing bekannt zu werden und sich einen gewissen spukhaften Ruf zu erwerben. Von Zeit zu Zeit erhielt seine Mutter Nachricht von ihm durch die seltsamsten Boten. Bald brachte ein Schiffer von einem Oderkahn ihr einen Apfel oder eine Nuß, in dem sie einen Brief von ihrem Sohne fand, bald kamen bettelnde Juden oder Zigeuner, die in Form von Wahrsagungen ihr mündliche zuverlässige Mittheilungen über den Fernen machten, und immer war Louisens dann gedacht und die Bitte eingeflochten, die Braut von seiner Liebe und Treue so wie von seinem dauernden Wohlsein zu benachrichtigen.

Im Frühling 1812 ward es zur Gewißheit, daß Preußen, im widernatürlichen Bunde mit seinem Unterdrücker, das Schwert gegen Rußland ziehen würde, und im Juni schon begannen die ungeheuern Truppenzüge, die sich, ein ununterbrochener Strom von Männern, von den Ufern der Seine nach den Grenzen Rußlands ergoßen. Schöne, wackere, ritterliche Krieger, diese Franzosen! Wer sie noch gesehen hat, diese gebräunten Heldengesichter, aus deren Augen Muth und Selbstvertrauen blitzte, der wird sicherlich an sie mit wehmüthiger Theilnahme denken. Wie oft stand

Louise am Fenster und sah die neu einrückenden Truppen vorüberziehen, mit der leisen Hoffnung, einmal die schöne Gestalt des Grafen St. Albans und in seinem Gefolge ihre arme Schwester zu erblicken.

Mehr als ein armes Weib in ähnlichen Verhältnissen, wie sie Lydia sich erwählt hatte, begleitete den ungeheuern Heereszug. Oft waren es freche Geschöpfe, die mit Ostentation in ihrer Persönlichkeit alles Widrige der gefallenen entehrten Weiblichkeit zur Schau trugen. Hin und wieder fand sich aber auch eine, in deren Brust der Engel weinend noch fortlebte und die ihren tiefen Fall durch die Tiefe ihrer Liebe vor Gott entschuldigen konnte.

Madame Wohlgemuth sprach unverholen und ganz rücksichtslos ihre gründliche Verachtung gegen jede dieser Gefallenen im Kreise ihrer Bekannten aus, ohne in dem mitleidigen Lächeln, in dem Achselzucken derselben eine Demüthigung für sich selbst zu finden. Der Himmel legt niemandem mehr auf als er ertragen kann und erweckt in den Herzen, den allzuschwer belasteten, Kräfte, von deren Existenz der unbetheiligte Zuschauer nichts ahnet. — In diesem traurigen Fall glaubte die unglückliche Mutter mit wahnsinniger Festigkeit an eine Ehe ihrer Lydia mit dem Manne, dem sie gefolgt, und würde denjenigen für einen Tollen

gehalten haben, der geglaubt, sie könne in dem Schicksal der verworfenen Frauen, die als Anhängsel der französischen Armee nach Rußland zogen, ein Spiegelbild des Schicksals und der Sitten ihrer Lieblingstochter sehen.

Anders war dieß mit Louise. Sie litt unbeschreiblich, unsäglich und kannte keinen andern Trost als Arbeit und Gebet.

In den Leiden ihrer Jugend, in den mancherlei Wechselfällen des Glückes, die ihr Loos gewesen, hatte sie mehr und mehr Ihn gefunden, den sie seit den Tagen der Kindheit gesucht. Oft war es ein Wort aus ihr völlig fremdem Munde, was ihr so recht deutlich das Walten der liebevollen göttlichen Vorsehung zeigte; manchmal wieder ein plötzlicher Sonnenstrahl, ein aus Wolken blitzender Stern, der Vers eines halb vergessenen Liedes, der in ihrer Seele lebendig werdend ihr Ruhe und Freudigkeit durch die Gewißheit gab, daß große Leiden oft durch kleine Tröstungen aufgewogen werden.

Wenn sie ihr ganzes Leben betrachtete, so mußte sie sich sagen, es habe dasselbe ihr trotz vielfacher Leiden dasjenige in reichem Maaße gegeben, wonach ihr Herz am meisten verlangt hatte: die Erkenntniß der steten Nähe Gottes, als eines liebevollen,

vorsorgenden, alles lenkenden Willens und die als Kind oft so heiß ersehnte Liebe.

Inniger als Louise sind wenige Menschen geliebt worden. Auch die Mutter, die früher das unschöne Kind so gröblich vernachläßigt, fand jetzt in der sanften, verständigen, thätigen Tochter ihr ganzes Glück, ihre einzige Stütze.

Madame Wohlgemuth wußte selbst nicht, wie tief und innig ihre Liebe zu Louisen sei. Sie zeigte sich von der, welche sie für Lydia fühlte, durchaus verschieden. Wenn die Mutter bei der ältesten Tochter alles hervorgesucht hatte, was dieselbe erfreuen, zerstreuen, verschönern konnte, wenn ihre Sorge, Lydia zufrieden zu stellen, sich allmählig bis zu einer Art von Furcht vor dem leichtesten Stirnfalten der Vergötterten gesteigert hatte, so erwartete sie dagegen aus Louisens Hand zuversichtlich alles das zu empfangen, was sie dort gegeben hatte. Sie empfand ein unbegrenztes, fast kindliches Zutrauen zu dem Verstande, der Thatkraft, dem Wissen und Wollen Louisens.

In Lydia's Abwesenheit hatte sie sich sehr bald schicken gelernt, Louisens Nähe konnte sie keine Stunde entbehren, so zwar, daß diese ihre weiten Spaziergänge einstellen mußte, weil sie die Mutter in Thränen fand, wenn sie zu lange ausblieb. — Daß unter

diesen Umständen an eine Reise nach dem lieben Weinberge der Frau Treufeldt oder an einen Besuch bei Tante Sophie, nicht zu denken sei, sah Louise natürlich ein und beantwortete die vielfachen Aufforderungen ihrer beiden fernen mütterlichen Freundinnen daher stets nur mit freundlichem Danke für ihre Güte. So gern sie auch Tante Sophie wiedergesehen hätte, so sehr es ihr Herzensbedürfniß war, die Mutter ihres Fritz kennen zu lernen, so verzichtete sie doch mit innerlichster Freude darauf. Ihre Mutter, ihre theuere Mutter, nach deren Liebe sich ihr kindliches Herz so oft und so heiß gesehnt, bedurfte ihrer, sie war ihr unentbehrlich, und der Besitz der mütterlichen Liebe war ihr ungefähr eben so werth wie eine Last selbsterworbenen Geldes, die der Besitzer mit Aufbietung all seiner Kräfte in seine Heimath trägt.

Louise gehörte zu jenen beglückten Naturen, die scharf beobachten und dennoch mild urtheilen.

Die Fehler und Schwächen ihrer Mutter waren ihr nicht unbekannt, sie stand dazu in jeder Beziehung zu hoch über der schwachen Frau, aber selbst in diesen Fehlern verstand sie die gute und treffliche Wurzel zu erkennen, aus der sie als unbeschnittene und oft reizend blühende Ausläufer gekeimt.

Sie arbeitete mit Ernst an sich selbst; wer dieß

nur einmal gethan, weiß, wie schwer das Ablegen eines Fehlers wird, und hat daher heiliges Mitleid mit den Fehlern seiner Umgebung, selbst wenn sie von den eigenen verschieden sind.

Tugendhafte Menschen, das heißt solche, die nach Vervollkommnung mit Bewußtsein streben, sind naturgemäß die mildesten Richter; nur wer nie in die eigene Brust schaute, verdammt andere ohne Mitleid und Verständniß.

Neben ihrer Mutter war Louise nicht bloß ein liebliches Mädchen, eine gute freundliche Tochter, sie war, wie wir uns die Schutzengel vorstellen, ein Wesen höherer Art, das doch vollkommene Einsicht und die liebevollste Theilnahme für das geringere Geschöpf fühlt und keinen Augenblick sich seiner erhabeneren Natur mit lieblosem Stolz bewußt wird.

So lebten sie mit einander, in einander, die beiden schutz- und freundlosen Frauen, deren Leid jetzt auch noch durch die Last der Armuth vermehrt wurde; denn seit der Kriegserklärung zwischen Frankreich und Rußland hatten die Zahlungen des Fürsten Subov aufgehört.

Louise arbeitete, wie ein altes Sprichwort sagt, aus einem Licht ins andere. Ihr scharfer Verstand hatte sie frühe gelehrt, daß Zeit Geld sei, und sie

verstand die ihrige so zu verwerthen, daß der Mangel der kleinen Häuslichkeit ferne blieb.

Die Durchzüge des französischen Militärs eröffneten ihren fleißigen Händen so manche Erwerbsquellen. Sie fertigte die Goldstickereien für die glänzenden Uniformen an und bald half ihr die Mutter, die selbst eine geschickte Stickerin war, recht fleißig und fand Vergnügen und Zerstreuung an der Arbeit.

Freilich war sie jetzt keine junge vornehme Dame, die in glänzender Equipage spazieren fuhr! Sie war ein armes Mädchen, das von der Hand in den Mund lebte, aber dieß Verhältniß ersparte ihrem Herzen so manche bittere Kränkung.

Sie durfte nicht in Gesellschaften erscheinen, in denen die französischen Officiere, trotz ihrer nationalen Liebenswürdigkeit, durch ihre bloße Gegenwart das Herz eines Deutschen schwer machten. Sie durfte nicht, bei Frau Consul Strombeck und ähnlichen Damen, Nachfragen über ihre Schwester mit bebender Stimme beantworten.

Sie lebte ihren Pflichten, ihrer Mutter, ihren Erinnerungen, und ihr stets waches Gottesvertrauen erhielt in ihrem Herzen auch die Hoffnung lebendig.

Wo Fritz jetzt sei, wußte sie nicht. Frau Treu-

feldt hatte auch schon längere Zeit keine Nachricht von ihm und so blieb denn der Mutter und der Braut nichts übrig als für den Entfernten zu beten.

Während alles noch in Preußen wimmelte von französischen Soldaten, verging der Sommer des Jahres 1812. Louise hatte lange keine Nachricht von Frau Sophie Wohlgemuth erhalten und empfing mit herzlicher Freude endlich einen Brief, der die Handschrift der Theuern zeigte.

Mit vor Eil fliegender Hand öffnete sie ihn und las:

„Meine Louise!

„Mein theures Kind!

„So ist denn nun der Schlag gefallen, den wir so lange mit Beben erwarteten. Es ist geschehen und — ich gestehe, mir ist wohler als je.

„Meines theuern edelherzigen Gatten Geschick hat sich erfüllt, er wird darunter nicht erliegen und freudig helfe ich ihm tragen.

„Erschrick nicht, meine liebe Freundin, wenn nun bald durch Zeitungen und auf andern Wegen die Nachricht zu Dir gelangen wird, der Bruder Deines Vaters habe an der ihm anvertrauten Kasse einen ungeheuern Unterschleif gemacht.

„Mein Gatte ist eben wie Dein Vater ein Opfer seiner Treue.

„Die fehlenden Gelder, eine Summe von mehr als 150,000 Thaler, hat er auf Befehl der Königin Louise, die nun ein Engel Gottes ist, allmählig und gegen Quittung des Präsidenten von Itzstein, zur Ausrüstung und Unterhaltung des Schill'schen Corps hergegeben.

„Er handelte, wie seine anbetende Verehrung für die hohe Frau es ihm befahl, und fällt ohne Klage und Verrath; nur vor das Auge des Königs hat er sich erlaubt, die Quittungen des Präsidenten zu legen. Daß ihn dieß vor einer Verurtheilung, vor einer entehrenden Strafe nicht schützt, versteht sich ohne Frage; die Zeiten sind von der Art, daß selbst unser gütiger und edelherziger König verläugnen muß, was dem Machthaber des Augenblicks widerstrebt. — Es ist nicht anders, kann nicht anders sein, Gottes Wille geschehe!

„Ich habe jetzt und seit der ganzen Zeit, da mein armer Mann die schwere Last des unglücklichen Geheimnisses in seiner Brust trug, oft Grund gehabt, mein Schicksal zu segnen. Er hat mir volles Vertrauen geschenkt und hat meine Tröstungen mit dank-

barem Herzen angenommen, hat in meiner Liebe Beruhigung und Glück gefunden.

„Meine Louise, dieser Mann war nicht meine erste Liebe. — Er, dem meine frühesten Gefühle gehörten und der mein junges Herz verließ, starb den Heldentod und ruht in seinem blutigen Grabe. Längst habe ich ihm vergeben! Wohl mir, daß ich jetzt die Gelegenheit habe, meinem theuern Gatten zu zeigen, wie dankbar, wie treu ergeben ich ihm bin. Gott lob, es gibt kein Verhältniß, keine Strafe, die eine liebevolle Frau ganz von dem Gatten scheiden könnten.

„Du, meine liebe Louise, jugendliches Herz, das schon so schwer geprüft ward, nimm auch diese neue Prüfung hin mit Gottesvertrauen und Geduld und lerne aus ihr von Neuem, daß selbst der Verlust der bürgerlichen Ehre, obgleich der schwerste aller irdischen Verluste, leicht zu ertragen ist, wenn man ein unbeflecktes Bewußtsein und ein Menschenherz behält, welches liebend mit uns vereint dem Schlage des Geschicks die Stirn bietet.

„Gott segne Dich, mein theures Kind!

Sophie Wohlgemuth.“

Louise legte zitternd und mit thränenschweren Augen diesen Brief aus der Hand.

Es war ein neuer bittrer, sehr bittrer Tropfen in dem Kelche ihrer Leiden, den sie oft schon bis zum Rande gefüllt wähnte, aber ach es war nicht der letzte, der sie treffen sollte.

Furchtbare Gerüchte über den Bankdiebstahl ihres Onkels drangen bis in ihre Einsamkeit und erfüllten ihr Herz mit Kummer.

Es trug nicht wenig zur Verschärfung desselben bei, daß die Mutter, den Zusammenhang dieser betrübenden Angelegenheit durchaus nicht begreifend, in Schmähungen über den Schwager ausbrach, der eine bisher ehrenwerthe und hochgeachtete Familie in Schande und Schmach gebracht.

Vergebens bemühte sich Louise, der aufgeregten Frau in Erinnerung zu bringen, daß ja auch der eigene Gatte wegen Unterschleifs bestraft und doch ein ehrlicher und ehrenwerther Mann sei. „Das war was anderes, was ganz anderes, liebes Kind, das verstehst Du nicht zu beurtheilen und besinnst Dich gar nicht so recht darauf; aber ich, ich weiß es besser, habe ich doch selbst die Goldrollen, die mein rechtschaffener Mann dem Könige rettete, wochenlang in der Tasche getragen. Die Franzosen nahmen Deinen Vater gefangen, weil er unserm Könige treu diente, der

Schwager aber hat ja die Kasse angegriffen, Herr Gott, wie konnte er das nur thun, wie war es ihm nur möglich," sagte Madame Wohlgemuth täglich.

Louise sah endlich ein, daß es am besten sei, die Mutter ihren Schmerz in ihrer eigenen Weise aussprechen und überwinden zu lassen. Sie selbst hielt in ihrer Zurückgezogenheit ihre Seele frei von dem bittern Gefühl, was die Härte der leicht verurtheilenden Welt in ihr wahrscheinlich erregt hätte, wenn sie sich nicht mit aller Kraft ihrer Seele an Gott gewendet, sich mit ihren Schmerzen ihm, dem Allgegenwärtigen, gleichsam in die Arme geworfen hätte.

Dein Wille geschehe! Dieß schöne, dieß in allen Lebenslagen so ganz ausreichende Gebet erfüllte, eine einzige goldige Wolke, ganz und gar das kindliche Herz der Jungfrau. Es durchströmte ihr Ich wie ein elektrisches Fluidum und gab ihr eine Kraft und eine Ruhe, die wunderbar erscheinen mußten, wenn man die zarte Empfindlichkeit ihres Ehrgefühls kannte.

Auch von Berlin her verbreiteten sich eigenthümliche und schreckliche Gerüchte.

Der Präsident von Itzstein sei kassirt und plötzlich, wahrscheinlich durch die eigene Hand, gestorben, flüsterte man sich zu und Louise vernahm das und wußte es zu deuten, und fühlte sich nicht überrascht, als eines

Abends Vetter Wilhelm, geführt von einem kleinen häßlichen Buben bei ihr eintrat.

„Du hast mich erwartet, Louise," sagte der Blinde ihre Hand ergreifend — „ich weiß, Du hast mich erwartet, und — da ist der blinde Bettler und fordert sein Almosen aus Deiner lieben Hand."

Der Unglückliche war schrecklich verändert seit ihrer Trennung, sein abgemagertes gelbbleiches Gesicht sah unbeschreiblich furchtbar aus, und während er sich niedersetzte, rollten die weißen Kugeln seiner Augen in ihren Höhlen hin und her, und seine kräftigen Hände bebten und zitterten.

„Mein Vater ist also hinüber gegangen," sagte er dumpf. „dahin, wohin wir alle über kurz oder lang müssen, ins ruhige schmerzlose Reich des Nichts. Wohl ihm! Er war ein Betrüger — die Handschrift der Königin Louise, mit der er den Bruder Deines Vaters und den Enthusiasten Schill ins Verderben lockte, war nachgemacht. Von dem Gelde, das Wohlgemuth ihm auf seine Quittungen für das Schill'sche Corps zahlte, hat der Major nicht den dritten Theil erhalten, was verstand der kühne Parteiführer von diesen Dingen. Wohin die ungeheueren Summen gegangen, die seit zehn bis zwölf Jahren von meinem Vater verbraucht sind — ich weiß es nicht. Meine Mutter,

meine arme an Ueberfluß gewöhnte Mutter — sie dauert mich. Sie hat einen Sohn, einen einzigen, er ist zwar nur ein elender Blinder, aber seine Kraft gehört ihr! für sie will ich arbeiten, ihretwegen kann ich das Leben ertragen. Berlin aber ist mir verleidet, so bin ich denn hergekommen zu Dir, Louise! ich werde hier unter Deinen Augen, unter Deinem Schutz, in Deiner heiligenden Nähe mein erstes Conzert geben. Einem Sohn, der für die Erhaltung seiner Mutter arbeitet, muß es ja gelingen, nicht wahr, Louise?"

„Gewiß, Vetter Wilhelm, Gott segne Sie für ihren Entschluß, er ist Ihrer würdig," sagte das Mädchen.

Ein Schimmer von Glück flog über das Gesicht des Blinden. „Diese Worte, gerade diese hab' ich aus Deinem Munde zu hören erwartet. Du wirst mir auch helfen, die Einrichtungen für mein Conzert treffen, Du wirst mir rathen, was ich singen soll, Du wirst — Louise, ich wage das von Dir zu fordern — Du wirst mitsingen."

„Gewiß Vetter, wenn Sie es wünschen, Sie sind mein Lehrer, mein Freund und Verwandter, und es wird mir möglich sein, meine natürliche Schüch-

ternheit zu überwinden, wenn ich Ihnen dadurch einen Dienst leisten kann."

„Das wäre denn abgemacht," sagte Wilhelm, „eine Frage nun noch, liebe Cousine; kann ich einen Theil meiner früheren Wohnung gegen einen entsprechenden Theil der früheren Miethe beziehen?"

Es fiel Louisen auf, daß Wilhelm sie Cousine nannte, in früheren Zeiten hatte er das nie gethan.

Leider konnte sie auf sein Verlangen nicht eingehen. Die Wohnung, die er gehabt, war längst vermiethet; ein französischer Proviant-Commissär bewohnte sie, aber ein anderes Stübchen im Hause konnte sie ihm möglicher Weise einräumen, ihr eignes, wenn sie sich zu dem Opfer entschloß, es aufzugeben, und freundlich sagte sie, daß das ihm zu Gebote stände.

„Ich danke Dir, meine Cousine, von ganzem Herzen danke ich Dir," entgegnete er lebhaft, „und ich nehme das Opfer an, das Du mir bringst. Meine wenigen Sachen liegen unten. Der Knabe hier, mein jetziger Führer, seit der Magister ein Prediger geworden, hat sie gleich von der Post mitbringen müssen."

Er ging und Louise beeilte sich ihre Mutter auf die Anwesenheit des Vetters vorzubereiten.

Madame Wohlgemuth war außer sich darüber. Sie wollte von dem Sohne des Betrügers nichts wissen, der Gedanke, daß Louise, ihre Tochter, in einem öffentlichen Entreeconzerte singen wolle, schien ihr undenkbar, unglaublich, Louise, die Schwester einer Gräfin.

Wie immer aber, so auch jetzt, gab die gutmüthige Frau nicht den verständigen Argumenten, sondern den sanften herzinnigen Bitten ihrer Tochter nach, und so war denn der blinde Vetter mit seinem kleinen Führer wieder Familienmitglied in der kleinen Haushaltung, die Louise führte und größten Theils durch eigenen Fleiß ernährte.

Der Conzerttag kam heran.

Die Zettel waren gedruckt und zu Louisens nicht geringer Freude wurden so viel Billets verkauft, als der Saal des goldenen Löwen nur immer Personen fassen konnte.

Die Neugierde trieb die Einwohnerschaft des Städtchens, der natürliche Wunsch sich zu zerstreuen die Officiere der französischen Besatzung zu der angekündigten Abendunterhaltung.

Wilhelm begann sich mit allerlei sanguinischen Vorstellungen zu schmeicheln, als er die Einnahme überzählte, die sich nach Abzug der Kosten auf 150 Thaler belief.

Vor seinen verdunkelten Augen schwebte in der Ferne die Perspective von künstlerischem Ruhm, von selbsterworbenem Vermögen, von der Möglichkeit, Louisen, die seit Monaten keine Nachricht von ihrem Verlobten hatte, doch noch zu erringen und mit ihr ein glänzendes Künstlerleben zu führen. — Er fing mit einem Worte an, die Freuden der Arbeit fürs tägliche Brod zu genießen, die freilich, wie alle Lebensfreuden, ihren bittern Beigeschmack haben; ist dieser aber erst überwunden, so sind es für einen phantasiereichen Menschen sehr große, sehr echte Freuden, und das war der Blinde im hohen Grade.

Am Conzertabend erschien er tadellos gekleidet, eine kräftige stattliche Männergestalt in Louisens Zimmer, die freudig erschrack über den Hauch von Glück und Freude, der in seinem ausdruckvollen Gesichte lag.

Er legte die Hand auf Louisens Locken, befühlte die Stoffe ihres Kleides und forderte dann eine detaillirte Beschreibung ihres Anzugs von ihr.

„Ich sage Ihnen, Vetter," antwortete Madame Wohlgemuth für ihre Tochter, „sie ist heute beinahe eben so schön als ihre Schwester. Sie versteht sich auch zu kleiden, so gut wie Lydia, meine liebste Louise, nur daß freilich ihr Anzug nicht gar viel kostet. Sie

hat ein weißes feines Mousselinkleid an und keinen andern Aufputz dazu als nur schwarze Schleifen im Haare, aber es sieht so vornehm und fein aus, und dann sind's die preußischen Nationalfarben, sie ist ein kluges und ein schönes Mädchen, meine Louise."

Der Blinde nickte ernst der Mutter Beifall zu, nahm Louisens Arm und ging mit ihr zu dem harrenden Wagen.

Ihr Herz schlug beklommen. „Was ist nun!" sagte sie sich selbst, als sie aus dem kleinen Thürfenster des aufs Orchester führenden Zimmers auf die Masse des Publikums blickte, das Kopf an Kopf den Saal erfüllte. „Ich trete diesen Menschen mit meiner geringen Kunstfertigkeit nicht aus Uebermuth, nicht aus Eitelkeit und albernem Selbstvertrauen entgegen! Schlimmsten Falles kann ich auch mißfallen. — Für das Fortkommen, auf das Bitten eines Freundes und Verwandten, muß auch ein Weib den Muth haben, sich in einer erlaubten und rechtlichen Sache dem Mißfallen auszusetzen. Vorwärts mit Gott! in alle Wege sichert dieß erste Conzert meinem armen blinden Vetter und seiner verwitweten Mutter das tägliche Brod für ein Paar Monate."

Die Ouverture des Don Juan, welche von

einem guten Orchester als Einleitung gespielt worden, war geendet.

Der Blinde, Louisen am Arm führend, betrat durch die Thür, an der sie gelauscht, die erhöhte Orchester-Tribüne. Aller Augen hingen erwartungsvoll an den schönen Gestalten der beiden Menschen.

Als sie näher vor die Lampen traten, erhob sich im Publikum ein Geflüster, das halb dem Liebreiz Louisens, halb der furchtbaren Entstellung des Blinden galt.

Die Musik des Accompagnements begann.

„Wenn mir Dein Auge strahlet," intonirte Louisens herrliche silberreine Stimme, und sie selbst wunderte sich über den vollen Klang derselben in dem schönen Raum, und der Blinde erröthete vor Freude und strengte alle seine Kraft an, um seiner geliebten Schülerin nicht nachzustehen.

Der Gesang beider war schön und wirkungsvoll, aber lauter und lauter flüsterte man im Publikum, daß das Gesicht des Blinden gräßlich und das Verdrehen seiner Augen beim Gesang wahrhaft furchtbar sei.

Die beiden Sänger traten ab und das Publikum horchte der Instrumentalmusik.

Im Nebenzimmer wartete ein Postbote mit

einem recommandirten, mit ‚Citissime‘ bezeichneten Brief an Herrn Wilhelm von Itzstein.

Er war schwarz gesiegelt.

„Lies mir schnell vor, was er enthält,“ sagte der Blinde.

„Nicht jetzt, nach dem Conzert, Vetter, Sie müssen Ihre Stimmung zu erhalten suchen.“

„Meinetwegen, Louise, ich will warten, wenn Du, meine Holde, es so recht findest.“

Wenige Minuten darauf trat er von Neuem vor die Lampen, dießmal allein. Er trug ein Instrument von eigner Erfindung, eine neunseitige Guitarre, im Arm, verbeugte sich und präludirte.

Er hatte sich zu diesem Vortrag eine Bürger'sche, von Zumsteeg componirte Ballade gewählt, ehe er aber noch zu singen begann, war es ihm, als ob aus dem Publikum einige Stimmen ‚tournez‘ riefen.

Er beachtete diesen Ruf nicht, obgleich er ihn frappirte. „Was sie nur haben mögen, diese albernen Krähwinkler,“ sagte er zu Louisen zurückgekehrt, „wer oder was soll sich nur umwenden?“

Ein eisiger Schreck zuckte durch ihre Glieder. Der Blinde wußte nicht, wie entsetzlich sein Gesicht aussah, wenn er sang, sie aber, großer Gott, sie wußte es nur zu wohl und hatte schon vor dem Con-

zerte daran gedacht, welchen Eindruck dieß auf ein wenig nachsichtiges Publikum machen möge. Zu der nächsten Piece mußte sie wieder hinaus.

Wilhelm begleitete auf dem Klavier ihr die Zelter'sche Composition des Monologs der Maria Stuart. Er saß dabei vor dem Flügel, das Notenblatt verdeckte sein Gesicht.

Das Publikum war so still, daß auch nicht das Säuseln eines Athemzuges die schöne Musik zu beeinträchtigen schien, als aber Louise mit jenen vier sehnsuchtsbangen, hoffnungsfreudigen Zeilen:

Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich auf in den rettenden Kahn.

geschlossen hatte, brach ein so ungeheuerer Beifallssturm aus, daß die Wände des Saales zu beben schienen.

Die anwesenden Franzosen schrien beseelt laut und anhaltend da capo, die beiden Künstler flüsterten mit einander und obgleich es ihr schwer ward, genügte Louise freundlich dem Wunsche des Publikums. Als sie abtrat, war sie so ergriffen, daß sie zitterte und sich auf Wilhelms Arm lehnen mußte. Da sie nichts mehr vorzutragen hatte, so bat sie den Vetter, es ihr nicht übel zu nehmen, wenn sie sogleich nach Hause führe.

Schmeichelnd und dankbar küßte er ihre Hände; „geh nur, liebes Herz, geh und erhole Dich," flüsterte er und setzte hinzu, „das Publikum von Pferden und Kameelen hat eine Frechheit, die ihres Gleichen nicht kennt."

Sobald sie weggefahren, zog er, die neue Orchester-Musik, die ihm im Augenblick Ruhe gab, benüzzend, den Brief hervor, gab ihn seinem kleinen Diener und sagte: „Sieh nach, von wem er ist."

„Da unten steht: ergebenster Doctor Hermstädt."

„Der Doctor;" sagte Wilhelm betreten, „was schreibt er? lies sogleich."

Der Junge las stockend und monoton:

„Euer Hochwohlgeboren

die betrübende Anzei - ge, daß heute am 18. September Ihre Frau Mut - ter in Folge ei - nes Schlag - flußes zur ewi - gen Ru - he ge - gan - gen; das letzte Wort der Ver - ewig - ten war der Wunsch Sie sehen zu können. Gott tröste Sie, an mir werden Sie in allen Le - bens - la - gen einen Freund haben, verlassen Sie Sich darauf.

Mit Theilnahme

Ihr ergebenster

Doctor Hermstädt."

Der Blinde hatte schweigend zugehört. Mit

dem Tode der Mutter zerriß für ihn das letzte Liebesband der Erde.

Wie gewöhnlich im Menschenleben, so auch bei ihm, glich jeder Schmerz einer vor die Sonne tretenden Wolke, die auf einige Zeit dem ganzen Landschaftsbilde seinen Glanz und Schimmer raubt.

Noch vor wenigen Minuten hatte er an die Möglichkeit geglaubt, sich Louisens Besitz erringen und mit ihr ein Künstlerleben sichern zu können. Verstimmt hatte es ihn schon, daß die Schwäche ihrer Brust ihm bewies sie werde nie eine große Conzert-Sängerin werden können; der Tod der Mutter verdüsterte seine ganze Seele so, daß er das Geräusch im Conzertsaale eine Weile außer Acht ließ.

Endlich ward er inne, daß das Publikum ihn erwarte.

Er nahm seine Guitarre und trat hinaus. Schon bei seinem Vortreten empfing ihn lauter Lärm, indem er die Worte:

„Entsetzlich! grauenvoll häßlich!" deutlich unterscheiden konnte.

Er machte seine Verbeugung und stellte sich vor die Lampen, den Moment der eintretenden Stille erwartend, um zu beginnen. Endlich ward ihm das möglich, er griff in die Saiten und begann das Prälu-

dium, als ihm plötzlich wieder der Ruf: „Umkehren, tournez!“ in die Ohren tönte.

„Gilt das mir?“ fragte er mit lauter Stimme, der man die ungeheure Aufregung nicht anhörte.

„Ja! Ja! Oui Monsieur!“ scholl es von allen Seiten und eine dröhnende Stimme rief: „Sie sehen keineswegs schön aus, wenn Sie singen, mein Herr!“

Ohne ein Wort zu sagen, wandte Wilhelm von Itzstein dem Publikum den Rücken, griff in die Saiten und sang, statt des im Programm angekündigten Ständchens aus Don Juan, ein Lied, dessen Worte und Musik von der Furchtbarkeit des Augenblickes ihm eingegeben wurden, ein wildes herzzerreißendes Abschiedslied. Niemand verstand genau die Worte des Textes, aber die Musik griff auch die Nerven der kräftigsten Hörer an.

Er sang wenige Minuten, schloß mit einem gellenden Akkorde und ging bis zur Thür, wo er sich umwendend dem Publikum noch einmal sein Gesicht zeigte.

Es glühte und die tiefen Furchen der Blatternarben zeigten sich darin als leichenfarbige Streifen und Zacken. Er warf mit einer wilden Bewegung die blonden Locken aus der Stirn, rollte die weißen Augäpfel, ergriff seine Guitarre beim Halse und zer-

schmetterte sie an der nahen Wand, dem Publikum die in seinen Händen zurückgebliebenen Stücke zuschleudernd.

So ging er hinaus, rief hastig seinen kleinen Führer und ließ sich von ihm an die Eingangsthür bringen, aus der eben in eigenthümlichem Schweigen das Publikum nach Hause strömte.

Er nahm die Cassette, in der das Geld lag, welches das Conzert ihm gebracht, schleuderte die Silberstücke mit vollen Händen in die dunkle Straße und sprang dann mit der Wildheit eines Tigers in den Wagen, den Louise ihm zurückgeschickt.

Der Kutscher wollte ihn nach der Wohnung der Madame Wohlgemuth fahren, aber er rief ihm zu: „Umkehren, tournez, tournez, hinaus nach dem Wasser, dort hab' ich heute Abend mein letztes Geschäft.“

Der Mann fuhr bis dahin, wo der Fahrweg sich mit dem kleinen Fußsteig vereinigt, der nach der Bank unter der Eiche und nach dem Wasserfall führt.

Hier stieg Wilhelm von Itzstein aus und ging festen Schrittes nach dem kleinen Sitze, auf dem er einst Louisens entscheidendes Wort gehört.

„Soll ich warten, gnädiger Herr?“ rief ihm der

Kutscher nach, erhielt aber keine Antwort. — — Der Mann wartete ein halbe Stunde, eine Stunde. Es regnete, der Wasserfall brauste, der Wind heulte, die Pferde schüttelten sich.

„Will nachsehen, wo dieser blinde Mensch geblieben,“ sagte der Kutscher, „'s ist hier herum bei Nacht und Nebel für Menschen und Vieh graulich.“ Er suchte und rief, nichts war von dem Blinden zu sehen und zu hören, auf der Bank unter der Eiche aber stand sein feiner Hut, darin lagen die Handschuhe und ein seidenes Taschentuch.

Das Wasser brauste, der Wind heulte, der Herbstregen plätscherte nieder, keine Menschenstimme war rings hörbar als der Kutscher, der den Namen seines verschwundenen Passagiers in die wilde Nacht hinaus rief.

Als die Glocken auf den Thürmen der Stadt Mitternacht verkündeten, fuhr der Mann fröstelnd, seltsam verängstigt und aufgeregt nach Hause und zeigte den Vorfall sogleich auf dem Polizei-Amte an.

Am andern Morgen fand man unten im Thale des Pulvergrundes die Leiche eines Mannes, an dessen zerschelltem Haupte man die Züge Wilhelms von Itzstein, die jeder Mensch in Elbing kannte, nur mit Schwierigkeit erkennen konnte, so furchtbar waren

sie durch den Sturz mit der Wasserflut zerstört. Die blonden Locken aber hingen noch, wenngleich mit Blut getränkt, über die zerschmetterte Stirn.

Die weinende Louise pflanzte auf dem Grabe des Unglücklichen noch im Spätherbst einen Rosenstock und säete Resedasamen in die weiche Erde.

Hatte er doch den Duft der Rose und Reseda allem andern Blumendufte vorgezogen, da er noch lebte. —

Achtes Capitel.

Ich habe Dich — das ist die Fülle,
Ich habe Dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Von Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder Deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied.

Freiligrath.

Der plötzliche gewaltsame Tod ihres Jugendfreundes machte auf das ohnehin von Leiden mancherlei Art schwer bedrückte Herz Louisens einen ganz besonders furchtbaren Eindruck.

Ihr Leben erschien ihr als von allen Seiten von trüben drohenden Wolken umgeben, nur der Gedanke an Fritz blieb ungetrübtes Sonnenlicht. Frei-

lich nicht ein solches wie es die glückliche Braut genießt, die täglich den Geliebten sehend, täglich mit ihm kosend, kein andres Hinderniß ihres Glückes kennt, als die noch unbeendete Ausstattung.

Wann sie ihm angehören würde — sie wußte es nicht, wie in jenem schönen lithauischen Liede mußte sie sich sagen:

Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
Dann säumt er nicht länger, dann eilt er herbei.

Sie wußte, daß die Geschicke der Welt leicht ihr eignes kleines Lebensglück in ihrem Riesensturze begraben konnten, aber das waren nicht die Wolken, die Louisens großes Herz vom Lichte ihrer Lebenssonne scheiden konnten.

Er lebte, liebte sie und war ihrer Liebe werth, während sie täglich, stündlich strebte, seiner und seiner Liebe würdiger zu werden.

Und die Zeit ging ihren ruhigen unmerkbaren Gang. Abend und Morgen bildeten einen Tag, wie die Bibel sagt, und jeder Tag Louisens war ausgefüllt durch Arbeit, verklärt durch Liebe, erleuchtet von heiligem Gottvertrauen.

Der Winter war früh und rauh gekommen. Louise und die Mutter schliefen, da sie sich aufs äußerste beschränken mußten, in einem Cabinete, das

von ihrem einzigen Wohnzimmer nur durch eine Gardine getrennt war.

Die Mutter hatte sich zeitig niedergelegt, sie fror und fühlte sich etwas unwohl. Louise blieb noch auf, um die schöne Goldstickerei auf einer Generals-Uniform zu beenden.

Die fleißigen Hände regten sich eifrig auf dem Rahmen und die goldenen Blumen und Eicheln mehrten sich, während Louisens Gedanken zu dem fernen Geliebten schweiften, von dem sie so lange, ach so lange nun schon, keinen Gruß der Liebe empfangen.

Der folgende Tag war ein Werktag. Louise saß, als der Morgen graute, noch am Stickrahmen, löschte aber das Licht und trat ans Fenster, ihre heiße fiebernde Stirn an den kalten Scheiben zu kühlen.

Sie sah, wie die Leute vom Lande im düstern Zwielicht des winterlichen Morgens auf Karren und Wagen die Straße entlang kamen und nach dem neuen Markte ihre Vorräthe brachten.

Der Frost hatte etwas nachgelassen, eine rauhe Schneeluft war dagegen eingetreten und der Wind fegte durch die Straßen. Sie sah den armen durchkälteten Landleuten, die sich frierend in ihre oft ziemlich dünnen Kleider hüllten, traurigen Herzens zu,

trat dann, an die Nothwendigkeit der eignen Arbeit denkend, zu ihrem Rahmen zurück und flüsterte halblaut vor sich hin:

„So sauer ringt die kargen Loose
Der Mensch dem harten Himmel ab."

„Doch unerbeten aus dem Schooße
Der Götter, fällt das Glück herab."

sagte eine liebe bekannte Stimme dicht neben ihr.

Zitternd, erschrocken blickte sie auf und sah in das Gesicht eines grauköpfigen, graubärtigen Fischers, der, die Kapuze seines Mantels halb über den Kopf gezogen, ihr einen Bastkober mit Fischen entgegen hielt.

In diesem Gesichte aber blitzten zwei schwarze liebe Augen tief und freundlich und hinter dem grauen zottigen Barte glänzten blendend weiße Zähne hervor und frische jugendliche kirschrothe Lippen.

„Fritz! mein Fritz!" sagte das Mädchen leise, fast tonlos und lag an seinem Herzen und die Angst und Sehnsucht, die in der letzten Zeit ihre Brust zerfleischt hatte, löste sich auf in selige Thränen.

„Endlich, endlich;" rief er, die lästige Verkleidung von sich werfend, „endlich bin ich nun wieder bei Dir meine Louise, mein Glück, meine Seligkeit.

Seit drei Tagen bin ich hier in der Gegend und schleiche bei Tag und Nacht um das Haus, ohne Gelegenheit zu finden, ungesehen oder mindestens unerkannt hineinzukommen."

Sie hatte ihr Köpfchen auf seine Schulter gelehnt. Ihre Körperkraft war gänzlich gebrochen. Sie fühlte die tödtliche Ermattung, fühlte neben dem stillen reinen Glück der Nähe des Geliebten das Verrinnen ihres Ichs, aller ihrer Gedanken und Gefühle in dem einzigen der innigsten Beruhigung.

„Mein Freund," sagte sie liebevoll, „mein Geliebter, mein Ritter, wie freue ich mich Deiner Nähe."

Er blickte ihr in die Augen und sah jetzt erst im vollen Tageslicht ihre tödtliche Bläſſe, fühlte das Zittern ihrer Hände und die feuchte Kälte ihrer Sammtwange.

„Um Gott, Louise, was hast Du, mein Mädchen? Du bist krank, sehr krank!"

„Ich bin nur müde, Fritz, und glücklich, unsäglich glücklich; ich denke, so muß der Tod kommen, wenn die Sorgen und Aengsten des Lebens beseitigt sind, wenn wir den Besitz des Gutes errungen haben, nach dem wir uns von Kindheit an sehnen, wenn die Arbeit unsres Daseins vollbracht ist."

„Schlafe," flüsterte er über sie gebeugt, „schlafe

an meinem Herzen, unter meinem Schutze, mein süßes Lieb."

Die Mutter trat in diesem Augenblick ein und bewillkommnete den Schwiegersohn freundlich und ängstigte sich wegen Louisens plötzlich eingetretener Hinfälligkeit.

„Sie muß schlafen, theure Mutter," entgegnete Treufeldt, „die bei der Arbeit durchwachte Nacht hat ihr Nervensystem abgespannt. Louise muß schlafen und ich muß mich verbergen, Mama, denn obwohl, wenn mich nicht alles trügt, die Zeit meiner Freiheit herannaht, so ist sie noch nicht erschienen. Noch bin ich der vogelfreie Adjutant Schills; der Offciier des verrufenen Kaperschiffes, auf dessen Kopf ein nicht unbedeutender Preis steht; der Schmuggler, der nicht nur verbotene Waaren, sondern auch verbotene Nachrichten über die streng bewachten Grenzen pascht. Mama, liebe Mama, Noth hat kein Gebot! verstecken Sie mich in Louisens Stübchen, dort werde ich wie Peter von Provence bei meiner schönen Magelona wachen. Trauen Sie, liebe Mutter, so weit auf meine Ehre und Männlichkeit?"

Madame Treufeldt trippelte etwas verlegen auf und ab.

„Es geht leider Gottes nicht anders," sagte

sie dann, „Sie müßten entweder im Holzstall oder in der kleinen Schlafstube eingeschlossen werden, ehe unsre alte Aufwärterin kommt, und Louise, sehen Sie, muß wahrhaftig schlafen, sie ist krank und ich fürchte, sie bekommt das Nervenfieber, das jetzt wieder so erbärmlich grassirt. Bleiben Sie eine Minute hier, bis das Kind sich niedergelegt hat, und dann setzen Sie Sich zu ihr in den Lehnstuhl; ich werde Euch eine gute Biersuppe bringen, und die schönen Fische hier im Kober, es ist — weiß Gott — ein Aal und ein Karpfen dabei, zu Mittag kochen.“

Sie führte Louise, deren Knie ihr den Dienst versagten, hinweg und rief nach einigen Minuten den jungen Officier an das Bett des zitternden Mädchens, zu dessen Häupten sie den großen ledernen Armstuhl geschoben hatte.

Eine Minute lang glühten die Wangen des Jünglings im brennendsten Roth und seinen dunkeln Augen schienen electrische Funken zu entsprühen. Dann aber nahm er sich zusammen, ging zweimal im Zimmerchen auf und ab und setzte sich mit dem Ausdruck männlicher Würde in jedem Zuge des edeln Gesichtes an das Bett der Geliebten.

Louise legte ihre zitternde Hand in die seine. „Geh nicht von mir, Fritz, laß mich Dein liebes

Gesicht sehen, wenn der Schlaf meine Augen zudrückt, laß mich den Kopf auf Dein Knie legen — so — jetzt möcht' ich sterben!"

„Leben sollst Du so, mein einziges Herz, so an mich gelehnt, von meinem Arm gehalten, leben und glücklich sein. Kannst Du achten auf das, was ich sage?"

„Deine liebe Stimme hält meine Gedanken aufrecht, was Du sagst, kann ich verstehen, Fritz."

„Wohlan denn, mein Mädchen! gute, gute Nachricht. Die französische Arme ist aufgelöst. — Obgleich Napoleon bei Smolensk und an der Moskwa sich Sieger nannte, obgleich er als Sieger in der uralten Stadt Moskau einzog, ist dennoch sein Heer vernichtet, seine Macht für den Augenblick gebrochen. Der General Rostopschin hat Moskau anzünden lassen und obdachlos, ohne Nahrung, ohne Kleidung, von Kosakenschwärmen verfolgt, irrt der Rest der großen Armee durch das unwirthliche Land. — Schlaf ein, mein Lieb, eine neue Zeit ist im Werden, und aus dem Völkerkrieg, der sich jetzt vorbereitet, wird die Freiheit Deutschlands erwachsen und unter ihrem Schutze, will's Gott! das stille Glück unsrer Zukunft. Der Weihnachtstag, dem wir jetzt entgegen sehen, wird ein Tag des Glückes, der Freude sein. — Schlaf

nun, mein Mädchen, auch ich will schlafen, haben wir doch als Kinder einst so neben einander geruht; und so wahr Gottes Auge auf uns niedersieht, so wahr ich auf die Befreiung des Vaterlandes und auf das Glück Deiner Liebe hoffe, ich habe in allen wilden Stürmen meines bewegten Lebens mir an Leib und Seele die Reinheit des Knabenalters bewahrt. Der Gedanke an meine Mutter und der frühe Segen einer reinen edeln Liebe waren meine Schutzengel."

Louise drückte die Lippen auf seine schöne schlanke Hand und der Schlaf drückte ihr endlich die müden Augen zu, aber selbst schlafend fühlte sie die milde selige Sicherheit der Nähe des Geliebten.

Als sie erwachte fiel ein Strahl der abendlichen Wintersonne hell ins Stübchen und warf einen goldnen Reflex auf das reine edle Antlitz ihres schlummernden Freundes.

Die Mutter war in das Zimmer gekommen und hatte, mit leiser Hand den Vorhang öffnend, dem Lichte den Weg zu Louisens Auge gebahnt.

Mit einem seligen Lächeln erwachte auch der Jüngling und die lange stille Nacht lag nun zum ungestörten Plaudern vor der kleinen Familie.

Madame Wohlgemuth hatte bei Zeiten die

alte Aufwärterin entlassen, hatte den kleinen Flur, der zu ihren Zimmern führte, fest verschlossen, rückte dann die Läden vor das Fenster und verhing sie noch sorglichst, damit kein Lichtstrahl auf der Straße verrathe, daß die Familie anwesend sei. Sie hatte mit hausmütterlichem Eifer und alt gewohnter Gastfreiheit den saubern Tisch gedeckt und die Speisen aufgetragen, und drei glückliche Menschen saßen an demselben und erfreuten sich der Hoffnung auf eine bessre Zukunft.

Man trank auf die Heimkehr des Vaters das erste Glas des Weines, den die Mama aus dem hintersten Eckchen des Wandschrankes hervor holte, wo er manchen Tag gestanden, ein zurückgebliebener Rest aus bessern Zeiten.

Fritz erzählte von seinen Abenteuern auf dem Kaperschiffe, von seinen weiten Seereisen, die ihn seit ihrer letzten Trennung in die fernsten Meere geführt. Von seinem Aufenthalte in Odessa, seinen Bekanntschaften mit russischen Notabilitäten, die er zum großen Theile dem nicht unbedeutenden Einfluß seines Vetters, des Malers, verdankte, dessen Talent selbst dem Kaiser bekannt geworden war, so daß er schon seit längerer Zeit sich in Petersburg aufhielt, von

Seiten des Hofes beschäftigt wurde und sich Ruf und Vermögen erworben hatte.

In Graudenz, wo er zuletzt auf kurze Zeit einen Versteck gefunden, hatte Fritz den Bank-Direktor Wohlgemuth und dessen Gattin gesprochen und brachte von beiden die wärmsten Grüße. Das Ehepaar hatte sich im Unglück mehr und mehr zusammen gefunden. Seine Gattin, jetzt seine einzige und so liebevolle Freundin, war Wohlgemuths Glück und sein Trost. — Er war nicht mehr eifersüchtig auf ihre Erinnerung an den dahin geschiedenen Jugendfreund, und sie hatte einsehen gelernt, daß ein enthusiastischer Mann einen Stern am Himmel verehren kann, ohne deßhalb die Liebe und Anhänglichkeit seines Weibes zu unterschätzen.

Das Gespräch flog so zurück zu Freunden aus der Vergangenheit und eilte dann vorwärts in die hoffnungsvolle Zukunft.

Die Nacht entfloh wie ein Traum und es mochte Morgens vier Uhr sein, als auf der Straße, dicht unter den Fenstern des von Frau Wohlgemuth bewohnten Hauses, eine Katze höchst kläglich und erbärmlich miaute.

Fritz sprang auf. „Das ist mein Signal," sagte er, „ich muß nun fort, meine Louise, und Gott schütze Dich."

Das Zeichen wiederholte sich rasch hinter einander in verschiedenen Modulationen noch zweimal. Fritz hatte seine Verhüllung wieder vorgenommen.

„Leben Sie wohl, theure Mutter,“ sagte er, „wenn Sie mich jetzt wiedersehen, so wird es öffentlich geschehen. Gott mit Dir, mein geliebtes Mädchen, denke mein, bange Dich nicht nach mir und vertraue der Zukunft.“

Er schlüpfte die Treppe hinab, Madame Wohlgemuth sah ihn mit leichter Hand die Hausthüre öffnen, — die Erscheinung war entflohen! und Louise stand allein, betend, weinend, aber zufrieden und hoffnungsfreudig in ihrem stillen Zimmer.

Neuntes Capitel.

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End;
Da wird den Falschen genommen
Ihr unechtes Regiment.
Eichendorff.

Lebe wohl, Lebe wohl, mein Lieb,
Muß jetzt von Dir scheiden,
Einen Kuß, einen Kuß mir gib
Muß Dich heute meiden,
Eine Blüth', eine Blüth' mir brich
Von dem Baum im Garten,
Keine Frucht, keine Frucht für mich,
Kann sie nicht erwarten.
Uhland.

Die Franzosen waren aufgerieben von der Rauheit des russischen Klimas, von der Unwirthbarkeit des unangebauten Landes. Moskau lag, ein Trümmerhaufen, weit hinter der flüchtenden Armee, deren nächste Zuflucht die Grenze des preußischen Staates schien.

General York hatte capitulirt. Ueberall im Lande zeigte sich, wie tief eingewurzelt der Haß gegen die fremden Unterdrücker sei; denn selbst das Mitleid mit den namenlosen Leiden der unglücklichen,

flüchtenden, versprengten Armee reichte nicht aus, den lauten Jubel zu mäßigen, der sich überall, all überall Luft machte bei der Hoffnung auf Befreiung.

Louise, wie sehr ihr Herz auch für ihr Land fühlte, wie vielen Grund auch sie besonders hatte, den Sturz der Fremdherrschaft herbei zu sehnen, war doch viel zu sehr Weib, um nicht das tiefste Mitleid zu empfinden mit den Unglücklichen, die krank, zerlumpt, mit Wunden bedeckt, mit erfrorenen Gliedern sich durch die Straßen Elbings schlichen und als die Reste der großen französischen Armee bezeichnet wurden, die sie vor so kurzer Zeit noch, eine unzählbare Schaar heldenkühner, gesunder, schöner Männer, ihrem Geschick hatte froh und sorglos entgegen ziehen sehen.

Es waren leidende Menschen, gleichviel ob Freunde oder Feinde, und mit bewegtem Herzen, mit weinenden Augen, gab sie was nur irgend in ihren Kräften stand hin, um ein Theilchen des ungeheuern Elends zu lindern, wie klein das auch immerhin sein möge.

Es war ein rauher furchtbarer Januartag, als sie am Fenster stehend einen Bauernwagen bemerkte, auf dem ein Kranker lag, der den bleichen Kopf in das Stroh drückte und entsetzlich zu leiden schien.

Der Wagen hatte dicht vor ihrer Hausthür

halt machen müssen, weil ein Gedränge in der Straße ihn am Vorwärtskommen hinderte.

„Mutter, liebe Mutter," rief Louise, „sieh Dir das Gesicht an, scheint Dir's nicht bekannt? Sieh nur die Augen und die Stirn und — kein Zweifel, liebe Mutter, General Vattier liegt da in dem gräßlichen Schneegestöber vor uns, der Mann, der einstens unserm Vater Gutes erwies, den wir alle als einen milden, gütigen, großmüthigen Feind kennen; gestatte mir, daß ich ihn hier zu uns herauf nehme."

Madame Wahlgemuth hätte gern Einwendungen gemacht und begann auch mit manchem: „aber, liebe Louise —"

Da die Tochter sie jedoch darauf aufmerksam machte, daß diese Einquartirung ihnen andere ersparen würde, daß der General vielleicht durch verständige Behandlung in kurzem genesen könne, und daß St. Albans, jetzt auch wahrscheinlich französischer General, vielleicht in einer andern Familie das Gute genießen könnte, was sie jetzt einem seiner Kameraden erwiesen, gab die gute Frau nach und ging mit ihrer Tochter hinab, sich dem alten Bekannten vorzustellen.

Der Bauer war sehr bereit seinen Kranken hinaufzutragen, konnte er dann doch hoffen, mit seinem Wagen heimkehren zu dürfen. Ein Paar Sackträ-

ger, die eben in der Straße das Gedränge vermehren halfen, faßten an und in wenigen Minuten lag der Leidende in einem reinlichen Bette in der kleinen Kammer neben der Wohnstube.

Louise wusch sein Gesicht mit Wasser und Wein, gab ihm zu trinken und versuchte nachzusehen, worin eigentlich seine Leiden beständen.

Großer Gott! der ehemals so kräftige, kluge, gütige Mann, war nun eine Ruine, ein Torso; Hände und Füße waren erfroren, seine Brust, in der ein ritterliches und gutes Herz schlug, eine einzige Wunde. Kein Elend konnte größer, furchtbarer sein.

Die weinenden Frauen schafften ihm jede mögliche Erleichterung, sie pflegten den Bewußtlosen als ob er ihr Bruder sei, aber sie konnten nichts mehr für ihn thun als seine Sterbestunde erleichtern.

Kurz vor seinem Tode fand sich sein Bewußtsein noch einmal ein, er erkannte seine freundlichen Pflegerinnen, er segnete sie und bat Louisen in sehr gutem Deutsch, sich als seine Erbin zu betrachten. „In dem Reste meiner Uniform," sagte er mit dem schwachen Versuch zu lächeln, „stecken noch ziemlich drei hundert Napoleon. Da, wo ich herkomme, in jenem schrecklichen wüsten Lande, konnte Geld nichts nützen. Ich sterbe jetzt weit froher, liebe Demoiselle, wenn

ich weiß, daß gute Menschen das Geld benützen werden, was mir in meinem jetzigen Elende eine Last mehr war."

„Haben Sie keine Verwandten, keine Freunde, denen wir im Fall Ihres Todes Ihr Eigenthum zustellen könnten?" fragte Louise leise weinend.

„Niemanden, niemanden, mein theueres Kind," entgegnete er ruhig. „In der Heimat sind die gestorben, die in der Kindheit unsere Familie waren; neue Bande zu knüpfen gestattete uns das rollende Rad unseres Geschickes nicht."

In einer der Stunden, da der Leidende bei vollem Bewußtsein war, wagte es Louise den Namen St. Albans vor ihm zu nennen und ihn zu fragen, ob dieser ihm bekannt sei, ob er sein Geschick wisse?

St. Albans, einer der Hochgeborenen, die Napoleon später um seinen Thron versammelt! der Name war dem älteren Glückssoldaten nicht fremd.

Bei Smolensk hatte St. Albans' Regiment nicht weit von dem seinen gekämpft, auch hatte er damals den schönen Mann selbst noch gesehen; wo er dann geblieben, wußte er nicht.

„War er vermählt?" fragte Louise zitternd.

„O nein! Es ging ein Gerücht, daß der Kaiser ihn mit einer Gräfin Fürstenfeld, einer Dame aus

der Umgebung der Kaiserin hatte verbinden wollen, daß aber der Colonel diese Gnade abgelehnt und so Napoleons Gunst verscherzt habe."

Das Herz des jungen Mädchens erzitterte. Sie dankte Gott für diese Nachricht, die ihr wenigstens die Hoffnung ließ, daß ihre unglückliche Schwester geliebt sei.

Gepflegt und gewartet, starb nach achttägigem Aufenthalt bei Frau Wohlgemuth General Vattier, auf weichem Lager, im warmen freundlichen Zimmer, umgeben von mitleidiger Zuneigung. Das war mehr als er gehofft auf dem berstenden Eise der Beresina; mehr als vielen vielen Tausenden zu Theil wurde, die am Wege niedersinkend, ihren letzten Seufzer dem grauen Winterhimmel, ihrer einzigen Decke, entgegen hauchten.

Louise nahm das ihr geschenkte Gold und verwendete so viel sie konnte zur Erquickung der armen Franzosen, von denen immer neue und neue Fluten in einem Zustande des trostlosesten Elends durch das Städtchen strömten, dort kurze Zeit ruhend und wieder vorwärts gedrängt durch andere Schaaren.

Michel Ney, Fürst von der Moskwa, mit seinem kleinen wohl disciplinirten Häuflein, war der letzte der Heerführer, der Rast machte in Elbing.

Der Feldmarschall wohnte im Hause des Con=

suls Strombeck. — Kutusoff mit seinen Kosaken, Kalmücken und Baschkiren folgte ihm auf dem Fuße.

Der russische Feldherr wollte nicht die Straßen der Stadt zum Kampfplatze machen und darum rastete er eine Meile von Elbing, während langsam, wohlgeordnet und in feierlichem Schweigen Ney's Heldencorps seinen Abzug nahm.

Den ganzen langen Tag bis tief in die Nacht hinein zogen die geschlossenen Colonnen die Straße entlang über die zum Berlinerthore führende Brücken.

Wunderbar war die Mannszucht, die der bravste der Braven unter seinen Kameraden hielt, die solches Feldherrn wohl würdig waren.

Bei Anbruch des nächsten Tages, es war ein heller freundlicher Wintermorgen, waren die Straßen leer; nur hin und wieder schlich noch ein bleicher, kranker Nachzügler an den Häusern hin, ein Versteck suchend, wo er sein müdes Haupt hinlegen könne um zu sterben.

Um zehn Uhr Morgens, unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Jubelruf der Einwohner rückten die ersten Russen in die Thore. Donische Kosaken, schöne, schlanke Leute, in blauen Wämmsern und Beinkleidern, bewaffnet mit langen Piken, an der Seite den furchtbaren Kantschuh. Sie ritten kleine wilde zottige Pferdchen, und unter ihren langen Bärten

blitzten weiße Zähne, unter ihren lockigen Haaren dunkle glänzende Augen hervor.

Die Einwohner Elbings standen vor den Hausthüren und riefen den Befreiern von französischem Joche laute Hurrahs zu, boten ihnen Brod und Branntwein und schüttelten ihnen die Hände.

Baschkiren, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, folgten den Kosaken.

Auch diese Wilden empfing der allgemeinste, der lauteste Jubel und selbst die Kalmücken mit ihren platten Nasen, mit ihren schief stehenden Augen und flachen Gesichtern, erschienen den frohen Herzen der Bürger nicht als garstige Ungethümer, sondern nur als etwas seltsame, nicht sehr civilisirte Leutchen.

Es währte indeß nicht viele Tage und schon fing man an sich ins Ohr zu flüstern, die wunderlichen Befreier seien nicht allzu gewissenhaft, was Mein und Dein beträfe, und ihre Brüderlichkeit erstrecke sich etwas zu weit in Beziehung auf das Privateigenthum derer, die sie jubelnd in ihre Häuser aufgenommen und ihnen die Räume geöffnet hatten, die noch erwärmt waren, da eben Feinde, die stillen ernsten Helden des Ney'schen Corps, sie verlassen hatten.

Es war nun einmal so und nicht anders, und

zuletzt fügte man sich auch darein, sich nur schüchtern bekennend, daß Franzosen selbst als Feinde, selbst auf der Flucht, doch eine humane und ritterliche Nation gewesen.

Mit dem Einzug der Russen sank der Zweck der Continental-Sperre.

Englische Schiffe liefen in den Hafen von Pillau.

Die kleine lustige Brigg Gypsi war eines der ersten davon, und vierundzwanzig Stunden später trat Fritz Treufeldt in der stattlichen Uniform der Schill-lischen Hußaren zum Erstenmal offen und frei in das Zimmer seiner jugendlichen Braut.

Die bloße Möglichkeit, den Geliebten frei und offen bei sich aus- und eingehen zu lassen, enthielt für Louise nach dem langen ängstlichen Verbergen, welches früher nothwendig gewesen, um nur sein Leben zu erhalten, eine solche Fülle von Seligkeit, daß sie sich in einer Art von Wonnefieber befand, als sie zum Erstenmal an seinem Arme durch die Straßen ging.

Am dritten Februar erließ der König einen Aufruf an die Jugend seines Volkes, sich unter den Fahnen zu schaaren zum muthigen Kampfe gegen die Unterdrücker langer schwerer Jahre, und mit froh

schlagenden Herzen strömten die Jünglinge Preußens, die hochherzige wackre Jugend einer vergangenen Zeit, zusammen.

Fritz Treufeldt trat als Premier-Lieutenant in das in Elbing garnisonirende Hußaren-Bataillon, und hatte nun das Geschäft, die Menge Freiwilliger, aus Studenten, Referendaren, jungen Handwerkern und Kaufleuten, aus Jünglingen aller Stände bestehend, im Waffendienste zu üben.

Es war eine Zeit, schön und herzerhebend wie das Erwachen des Lenzes nach langem Winterschlafe.

Ein Jubellaut ging durch alle Herzen, alle Nerven spannten sich, alle Kräfte regten sich freudig.

Niemand, niemand existirte im Vaterlande, der nicht sein Ich, seine Genüße, seine Bequemlichkeiten vergessen hätte in dem Wetteifer, dem Allgemeinen nützlich zu sein. Der Reiche gab nach seinem Vermögen und der Arme opferte sein Letztes, und jeder fühlte voll Wonne, daß er für seine Brüder, für die Seinen gab.

Das ganze Land erschien wie eine Familie, die, für einander arbeitend, sorgend, schaffend, keine Hingebung als ein Opfer empfindet, sondern in jedem nur die fröhliche Erfüllung einer natürlichen Pflicht sieht.

Consul Strombeck, der seit dem Einrücken des General Tschernitscheff in Elbing nicht mehr französischer sondern russischer Consul war, stattete hundert Freiwillige aus und Madame Wohlgemuth gab als Scherflein der Witwe ihren goldenen Trauring gegen einen eisernen, mit der einfachen Inschrift: Gold gab ich für Eisen. — Sie gab ihre silbernen Eßlöffel und die schweren silbernen Gabeln und aß zum erstenmal in ihrem Leben mit eiserner Gabel und zinnernem Löffel, als ihr Schwager Wohlgemuth, der gleich nach der Kriegserklärung des Königs von Preußen begnadigt worden war, in der Uniform der freiwilligen Jäger bei ihr zu Tische saß.

Auch Tante Sophie war bei ihrer Schwägerin, die Leidensjahre in Graudenz hatten aus der bleichen kränklichen Dame, die vor jedem rauhen Lüftchen gehütet werden mußte, eine kräftige feste Matrone gemacht.

Die Nothwendigkeit körperlicher Arbeit eines Theils und auf der andern Seite das unendlich frohe Gefühl, ihrem Gatten eine wahrhafte Freundin und Gehilfin zu sein, hatten dieß Wunder bewirkt.

Es war ein kleiner Kreis von heitern Menschen, der sich um den gastlichen Tisch der Mutter Wohlgemuth versammelt.

Wie in Kydullen hatte die gute Matrone heute vorgesetzt, was Küche und Keller vermochten, sogar etwas mehr als dieß; denn der gute Wein, den Herr Wohlgemuth in sein grünes Glas rinnen ließ, hatte keineswegs im Keller der armen Frau gelegen. — Es war ein edler Rheinwein, Herr Wohlgemuth erhob den Pokal und sagte mit glänzenden Augen: „Das erste Glas der Freiheit! dem höchsten Gute der Völker und jedes Einzelnen, und nicht nur das erste Glas, auch der letzte Blutstropfen sei diesem heiligsten aller Güter geweiht."

„Unsrem wackern, im Leiden bewährten Könige!" sagte Fritz sein Glas erhebend.

„Gott tröste ihn, den schwer Geprüften, über den frühen Verlust des Engels, der ihm in Gestalt seiner Gattin zur Seite stand, dieß Glas dem Andenken Louisens!" entgegnete Wohlgemuth und eine Thräne fiel aus seinem Auge in den goldenen Wein.

„Rückkehr den Verbannten!" sagte Tante Sophie, ihr Glas erhebend, „mögen sie am heimathlichen Herde Frieden und Freude finden!" und mit einem unterdrückten Seufzer, der der unglücklichen Schwester galt, stieß Louise bei diesem Toaste an.

„Und endlich, wenn alles wieder gut ist, wenn unser König gesiegt hat, Frieden auf Erden!"

meinte Frau Wohlgemuth. „Ja Frieden auf Erden!" riefen alle und alle fühlten, daß die einfache Frau ein schönes Wort gesagt habe.

Es war ein heiterer glücklicher Tag, den die Familie so mit einander verlebte.

Am Abende desselben saß Louise mit Tante Sophie allein in dem kleinen Stübchen, das diese mit ihrem Gatten für kurze Zeit bewohnte.

Sie saßen im traulichsten herzigsten Gespräch, denn immer noch war Tante Sophie die innigste Freundin, die mütterliche Vertraute ihrer Nichte.

„Ich kann nicht anders fühlen," sagte Louise eifrig, „ich kann mir nicht helfen. Ich darf das vor niemandem aussprechen, denn die Welt ist verkehrt, aber Tante, liebe Tante, Dir will und muß ich es sagen, ich kann jetzt erst die Handlungsweise meiner armen Lydia verstehen und des blinden Vetters Wort würdigen. Er sagte, als er hörte, daß sie St. Albans in die weite Welt gefolgt sei: Sie ist eine Heilige, sie ist ein Engel. Damals, Tante, kannte ich nicht das allgewaltige und heilige Gefühl der Liebe, das das Weib mit seinem ganzen Wesen, mit all seinem Thun und Sein an den Mann fesselt. Sie sah ihn in Gefahren, sah ihn dem Tode entgegen gehen und fühlte in sich das Be-

dürfniß, ja die Nothwendigkeit, ihm zu folgen, um jedes Leid mit ihm zu theilen und ihm mit allen ihren Kräften, mit all ihrer Liebe da beizustehen, wo der Mann des liebenden Weibes am meisten bedarf, in den Momenten des Leidens. Wenn er ihr nicht die Stellung gab, die ihr als seiner treuen aufopfernden Gefährtin gebührte, so war das seine Schlechtigkeit, herzliebe Tante, nicht die ihre . . Komme mit uns was mag, aber Eins, Tante Sophie, erkläre ich Dir feierlich; nicht als Braut meines Fritz bleibe ich zurück, wenn er nun bald dem Tode entgegen gehen wird, sondern als sein Weib. — Bin ich seine Frau und er bedarf meiner Hilfe und Pflege, so kann ich zu ihm eilen und müßte ich mich barfuß und bettelnd zu ihm schleppen; als Braut wäre mir das verwehrt. Da kämen die Menschen und schnatterten von Schicklichkeit, von Anstand und ich müßte jammernd denken, daß in der Ferne fremde ungeschickte Hände seine Wunden verbänden, daß theilnamlos bezahlte Wärter an dem Bett vorüber schleichen, wo er nach einem Trunk lechzt, daß niemand freundlich das Kissen zurecht rückt, auf dem in Fiberglut das Haupt des Geliebten schmachtet. Nein Tante, der Liebe schönstes Vorrecht, ihr höchstes Glück ist, die Leiden des Geliebten zu theilen und zu

mildern und Gott soll mich in meiner Noth verlassen, wenn ich nicht alles, alles thue um mir dieß Vorrecht zu sichern."

„Aber liebe Louise, wie willst Du das machen? Du willst Dich doch nicht dem Troß der Armee anschließen und —"

„Nein, Tante, nein! aber ich will als sein Weib hier zurück bleiben, ich sichere mir dadurch das heilige Recht ihn pflegen zu können, wenn — Tante, Fritz ist ein kühner und ein kluger Soldat, aber das Glück ist ihm nicht hold. Es scheint, als ob die Gefahren sich gleichsam an seine Füße hefteten, ist doch seine ganze Vergangenheit eine endlose Hatz gewesen, in der er mit allem Muth, aller Schlauheit und Gewandtheit doch nichts als nur eben das nackte Leben gesichert hat. — Ich will das Recht haben, die Gefahren seiner Zukunft zu theilen, ich will mit ihm leiden, viel, viel lieber mit ihm leiden, als allein jener trägen Ruhe genießen, die gar kein Leben ist; denn der lebt nur, der sein Herz an eine geliebte Brust lehnen kann."

Sie war heftig aufgeregt, während sie so gesprochen, stand dann auf und ging sich sammelnd im Zimmer auf und ab.

Sophie Wohlgemuth sah sie verwundert und

einigermaßen geängstigt an. Das war nicht das sanfte maßvolle Mädchen, es war ein leidenschaftliches, glühendes, loderndes Weib.

„Beruhige Dich, Louise," sagte Tante Sophie endlich milde, „Du erscheinst mir seltsam verändert, welchen Grund hast Du zu Deiner ungewöhnlichen Aufregung?"

Louise war vor ihr stehen geblieben, ihre schlanke große Gestalt überragte jetzt die kleine Figur Sophiens um ein bedeutendes.

Von oben herab aber spricht es sich schlecht, wenn man die Folter des Herzens eröffnen möchte, und so kniete das Mädchen denn nieder vor die mütterliche Freundin und fragte weinend:

„Glaubst Du an Ahnungen, Tante Sophie?"

Die Gefragte lächelte milde. „Ja Louise, ich glaube in so weit an Ahnungen, als ich überzeugt bin, daß der menschliche Geist mit dem ewigen Weltgeist in unzerreißbarer Verbindung steht, und daß wir fühlen, was wir thun müssen, um ihm wohlgefällig, das heißt glücklich zu sein."

„Wohl, Tante, so wirst Du nicht mit verachtender Klugheit die Achsel zucken, wenn ich Dir sage, daß eine Stimme in meinem Innern mir zuruft, daß ich verpflichtet und berufen sei, meinem Fritz

in den Gefahren, die ihn erwarten, zur Seite zu stehen, daß er mit meiner Hilfe und nur mit dieser sie überwinden wird. Wir triumphiren mit lautem Jubel jetzt, da die Franzosen, besiegt von den Elementen, uns verlassen haben, aber Tante, dieser Jubel ist ein sehr voreiliger; noch haben wir nichts gewonnen als die Möglichkeit, uns mit Anstrengung aller unsrer Kraft zum letzten schweren Kampfe zu rüsten, und Blut, das Blut unsrer Theuersten muß noch in Strömen fließen, ehe wir Deutsche uns ein freies Volk nennen können. Mein Vater ist heute noch Gefangener in Frankreich und diese Franzosen sind heute noch dieselben Krieger, die bei Eylau und Friedland kämpften. Ich fühle die Nothwendigkeit, den Geliebten meines Herzens und mit ihm mein ganzes Glück und alle meine Hoffnungen, auf dem Altare des Vaterlandes der Pflicht zum Opfer zu bringen. Ich will nicht goldene Flitterwochen haben, ich hoffe nicht und fordre nicht ein seliges Zusammenleben mit dem Geliebten; aber mein soll er werden, oder vielmehr ich will sein werden, bevor er in den Kampf zieht, damit ich, wenn er stirbt, ihn betrauern, wenn er leidet, ihn pflegen, damit ich ihm folgen kann ohne Furcht vor der Welt, wohin er mich auch rufen möge."

„Du hast Recht, mein Kind," sagte Tante Sophie das Haupt des Mädchens streichelnd, „und ich selbst will vermitteln, daß Dein Wunsch erfüllt werde. —"

Und er ward erfüllt! wie mancherlei Hindernisse sich auch der Verbindung der Liebenden entgegen zu thürmen schienen, Louisens ernster Wille wußte sie aus dem Wege zu räumen. Die Einwilligung des Militär-Commandos zur Heirath des Lieutenants von Treufeldt mit Demoiselle Wohlgemuth ward erbeten und gewährt, der freundliche Segen von Fritzens Mutter langte in einem Briefe an, der zugleich die Versicherung brachte, daß Frau von Treufeldt jedenfalls in fünf Tagen zur Trauung ihrer Kinder in Elbing eintreffen werde. —

Es war nun alles vorgerichtet und Louise stand, eine schöne vollblühende Rose, an der Seite ihres Erwählten in der Marienkirche am Traualtar. Der stattliche Officier, der ehemalige Adjutant Schills, und das holde liebliche Mädchen, das in allen Lebenslagen sich gleich geblieben, waren von der ganzen Stadt geliebt und es war viel mehr Theilnahme als bloße Neugierde, was die Kirche und selbst den Kirchhof mit Menschen gefüllt, um draußen das Paar zu sehen.

Herr Wohlgemuth in Jäger-Uniform, ein Mann, dessen Geschick auch allgemeine Theilnahme erregt

hatte, vertrat die Stelle des abwesenden Vaters der Braut, der noch in französischer Gefangenschaft schmachtete, und leise flüsterte man sich ins Ohr, daß die Schwester, welche dem Feind des Vaterlandes gefolgt, obgleich eine gefeierte Schönheit, doch kaum so liebreizend gewesen sei, als das holde sittige Mädchen, das jetzt die jungfräuliche Hand einem wackern Vertheidiger des Vaterlandes reichte.

Glockenklang und die Töne der Orgel empfingen das Brautpaar in der Kirche, aber schon während der kurzen Trauung war es Louisen, als ob Trommelwirbel von außen sich hörbar machte, und als die Ringe gewechselt, und als der Segen ertheilt war und das Brautpaar auf den sonnenhellen Kirchhof trat, blieb ihr kein Zweifel: es ward Generalmarsch geschlagen und die Trompeter des Hußarenbataillons bliesen das Signal zum Sammeln.

„Ich muß fort, Louise," sagte Fritz mit einem eigenthümlichen Zucken der Lippen, „ich muß in diesem Moment auf den Appelplatz. Sei ruhig, mein süßes Weib, ich kehre zu Dir zurück sobald ich kann."

„Ich weiß das," entgegnete sie ohne Zittern, „und ich bin ruhig, Fritz, jetzt bin ich es, ich preise Gott, daß dieses Alarmzeichen nicht vor einer Stunde ertönte."

Er eilte hinweg, im guten Glauben nach kurzer Frist wiederzukehren, sie wußte das besser, ihr ahnendes Herz hatte ihr gesagt, daß dieser flüchtige Abschied der Beginn einer langen Trennung sei.

Sie sah ihn auf seinem schönen stattlichen Braunen vor der Fronte seiner Escadron an ihrem Hause vorbei reiten.

Sie stand am Fenster, den Brautkranz in den Locken, einen Rosenstrauß in der Hand.

Er war bleich, todtenbleich, als er, den Degen senkend, das letzte schmerzvolle Lebewohl hinauf winkte zum Fenster seiner jungfräulichen Gattin.

Sie öffnete es und warf mit dem Lächeln innigster Liebe den Rosenstrauß ihm hinab, den er auffing und auf sein Herz legte.

Im selben Moment bliesen die Trompeter das Signal zum Traben und fort ging's, daß die Funken stoben, fort über die Brücke, durch das Thor, fort über die feuchten Feldwege.

Louise stand immer noch am Fenster und einzelne Thränen fielen aus ihren Augen, bis plötzlich ein heißer Thränenregen dem gepreßten Herzen Luft machte und sie sich, von Tante Sophiens Armen umschlungen, dem Abschiedsschmerz rückhaltlos hingab.

Auch Herr Wohlgemuth hatte dem plötzlichen

Rufe folgen müssen. Die Stadt war leer geworden, ihre Männer gingen muthig dem Feinde entgegen und nur Knaben, Greise und die trauernden Frauen blieben zurück in ihrem stillen Ringe.

Zehntes Capitel.

Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur.
Uhland.

Du dreimal weiblich' Herz! Dein ganzes Leben,
Ein Irregeh'n nach Liebe war es nur;
Du liebtest viel, d'rum sei Dir viel vergeben.
Meißner.

Louise war ruhiger ja sogar heiterer, als Diejenigen es für möglich hielten, die ihre tiefe herzinnige Liebe für den fernen Gatten kannten.

Treufeldts Mutter hatte nicht zur Trauung kommen können, ein plötzliches Unwohlsein hatte sie gefesselt. Madame Wohlgemuth hatte nun die Hochzeit aufschieben wollen, aber Louise, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Welt der Braut ein gewisses Zögern zur Anstandspflicht macht, hatte ernstlich darauf bestanden, daß die Trauung am einmal

bestimmten Tage statt finde, und sie schrieb nun an die Mutter ihres Fritz und sagte ihr, wie sehr sie sich freue in der festen und bestimmten Stellung der Gattin zurück zu bleiben.

„Du wirst mich verstehen, Mutter meines Fritz, Du meine Mutter jetzt, wenn ich Dir sage, daß ich nichts so sehr gefürchtet habe, als daß er mir entrissen würde, bevor die Gesetze mir das Recht sicherten, ihm zu folgen, sei es wohin es sei, selbst unter die Leichen eines Schlachtfeldes. Das Recht besitze ich jetzt und segne es. Komme nun was mag, ich habe Muth zu allem. O Mutter, meine Mutter! das war ein schwerer Abschied und doch ein so unendlich süßer. Bleib ich doch zurück als sein Weib, als sein unantastbares, ihm geheiligtes Eigenthum. Er hat nun bis jetzt täglich geschrieben, und so liebevolle, so beseligende Briefe, aber liebe Mutter, ich habe mein Herz in meine Hände genommen und habe ihm heute geschrieben, daß das ferner nicht der Fall sein dürfe. Fritz gehört jetzt mit all' seiner Kraft und Zeit seinem Volke, seinem Vaterlande und soll nicht weichlich auch nur einen Gedanken an seine Liebe verschwenden, den er auf die ernsten Pflichten seines Berufs wenden könnte. Wir sind ja vereint, vereint für Leben und Tod, nicht die Zeit bloß, auch

die Ewigkeit ist für uns eine gemeinschaftliche, denn das Band der Liebe löst der Tod nicht.

„Mutter, meine Mutter, wie danke ich Gott für diese Gewißheit, sie macht mir die Trennung erträglich; denn wenn die Sehnsucht mir das Herz all zu sehr zusammenpreßt, so denke ich, daß wir nur für einen Zeitraum geschieden sind, mag dieser nun auch lange währen, er muß ein Ende haben und dann folgt die Frau ihrem Manne, wäre es auch in die Ewigkeit.

„Zu Dir kommen kann ich jetzt nicht, geliebte Mutter, wie gern würde ich sonst den Trennungsschmerz an Deinem Herzen ausweinen. Meine gute Mutter bedarf mehr als je meiner Nähe und Pflege, und Tante Sophie, diese theure Freundin, würde mich auch schmerzlich vermissen. O welche Frau ist diese meine treffliche Tante, mit welcher freundlichen Resignation erträgt sie den Wechsel des Geschickes, und wie wenig sieht man an ihrem Aeußern, daß der Reichthum, der ihr einst zu Gebote stand, verflogen ist wie welkes Laub vor dem Herbstwinde.

„Ihr Gatte hat sein ganzes Privat-Vermögen hingegeben, um den Theil des Kassendefectes zu decken, der nicht in die Hände des Major von Schill geflossen. Tante Sophie gibt hier in Elbing Mu-

sikunterricht, um sich zu erhalten. Du glaubst nicht, theuerste Mutter, wie ehrenwerth sie mir bei ihrer Arbeit erscheint. Diese Frau, auf deren Wink einst Kammerjungfer, Diener und Gott weiß wer flogen, bedient sich jetzt selbst, näht und bessert ihre Kleider, ordnet ihr zierliches Stübchen, erwirbt ihr täglich Brod, und ist so glücklich, so heiter dabei und so gesund, das wundert mich, bei Gott, am meisten! Arbeit und Sorge müssen doch dem Menschen Bedürfniß sein, man sieht es so oft, daß sie im Ueberfluß kränkeln, sich grämen und in dumpfes Brüten versinken, während die Sorge, die die Arbeit nothwendig macht, ihnen plötzlich Gesundheit, Frohsinn und geistige Mächtigkeit wiedergibt. Darum will ich arbeiten, theure Mutter, auch wenn einst eine Zeit kommen sollte, in der ich es nicht wie jetzt nöthig hätte, und ich will Gott preisen, daß ich in der Zeit der Noth arbeiten lernte. U. s. w."

Louise fühlte, während sie an die Mutter ihres Fritz schrieb, daß das schriftliche Entwickeln ihrer Gedanken ihr eine eigenthümliche Beruhigung gewährte. — Sie schrieb sich den Schmerz, das Bangen, die bittere Angst gleichsam von der Seele herunter, und so begann sie denn, zu keinem andern Zweck als zu ihrer eigenen Aufheiterung, während die Zeit, da ihr

Fritz fern und in Gefahr war, dasjenige aufzuschreiben, was ihr in ihrem Leben den meisten Schmerz, die meiste Angst verursacht hatte. Es waren einzelne Aufsätze, Erinnerungen an Situationen und Gefühle, die vergangen; indem sie dieselben niederschrieb, durchlebte sie sie gleichsam noch einmal und fand in Allem einen eigenthümlichen Zusammenhang. Es war ihr, als sähe sie jetzt schon den Finger Gottes, der milde waltend, durch Leid und Glück, durch Genüße und Entbehrungen, durch Schmerz und Freude ihre Seele zu sich empor ziehe.

Jedes Mal, wenn sie sich niedersetzte, um ihre Erinnerungen zu schreiben, war ihr, als müsse sie beten, dem ewig Guten danken, weil er sie so väterlich, so liebevoll zu sich geführt, und die unbeschreiblich beseligende Gewißheit, daß eine weise, gütige, liebevolle Vorsehung das große Ganze der Welt und die kleinen Geschicke jedes einzelnen Menschenherzens regiere, gab von Tag zu Tage ihrem ganzen Wesen mehr Ruhe, Festigkeit und rührenden Frohsinn.

Während der Krieg wüthend alle Völker Europa's in seinen Trauermantel von Blut und Thränen hüllte, lebte die junge Frau, deren Gatte jeden Tag den feindlichen Kugeln ausgesetzt, deren Vater

Gefangener war, in einer so süßen, stillen Seelenfreudigkeit, daß jeder, der nicht die heilige Ursache derselben begriff, sie für ganz unbetheiligt an den Ereignissen jener großen Zeit hätte halten mögen.

Sie fühlte sich in Gottes Hand, sein Kind, von ihm geschützt, geleitet und erzogen. Sie lag in dem Bewußtsein, daß nichts geschehen könne ohne Gottes Willen und daß alles was geschieht das Gute zum letzten Zweck hat, wie ein Kind in Vaterarmen, sie lebte in Gott, den sie so eifrig gesucht hatte und Gottes Friede war in ihr, ein Friede, den selbst die wilden Stürme der Zeit nicht zu erschüttern vermochten.

Die Heldenarmee Frankreichs, deren ungeheure Thaten geboren waren aus dem Enthusiasmus, die in der Brust jedes einzelnen Kriegers geglüht, konnte nur durch ihr gleiche Waffen, durch einen gleichen Enthusiasmus, der in den Herzen der Söhne Deutschlands erblühte, bekämpft werden, und selbst in diesem Kampfe rang Kraft gegen Kraft, das Feuer der Begeisterung gegen die ihm entsprechende Flamme noch mit schwankendem, oft zweifelhaftem Erfolge.

Obgleich eine Armee Frankreichs gestorben war und begraben lag auf den Eisfeldern an der Beresina, so war Frankreich noch nicht todt und Napoleon

führte bald ein neues kampfesfreudiges Heer dem deutschen Volke entgegen, das sich, von gleichem Leid bedrückt, von gleichem Zorn durchdrungen, jetzt als ein Volk von Brüdern brüderlich die Hände zu reichen begann.

Aber Deutschlands Söhne kämpften für ihren Herd, für ihre schöne Sprache, für ihre Nationalität, sie kämpften für ihre Weiber und Kinder. Die Zeit der Noth hatte die Herzen gestählt und der Geist des Guten begleitete ihre Waffen und darum wurden sie Sieger.

Die großen Opfer, welche einmüthig gebracht worden waren, konnten als der sicherste Beweis gelten, daß das deutsche Volk der Freiheit werth, zur Freiheit reif sei; denn nur der Mensch und das Volk sind werth der Freiheit, sind reif für sie, die sie höher schätzen als jedes andre Glück des Lebens, ja als das Leben selbst.

Der Sommer des Jahres 1813 verging für Louise in Arbeit für die Mutter und in Gebet für den theuren abwesenden Gatten, der während dessen mehr als einmal in blutiger Schlacht dem Tode ins ernste Auge sah.

Nur wer da selbst empfunden hat, was es heißt, das geliebteste Herz feindlichen Kugeln ausgesetzt

zu wissen, kann den Seelenzustand begreifen, in welchem damals die zurückgebliebenen Mütter, Gattinnen, Bräute, Schwestern und Töchter, nach der Nachricht von jeder Schlacht den für sie einlaufenden Briefen entgegen harrten.

Die französische Armee, mehrfach geschlagen von deutschen Waffen, war nicht die unüberwindliche mehr, aber der Ausgang des ungeheuren Kampfes blieb immer noch zweifelhaft; nur wenn Deutschland in brüderlicher Einigkeit alles an alles setzte, war auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen, und im Herbste noch war Friedrich August, König von Sachsen, ein treuer Bundesgenosse Napoleons. Sein Land war von der Vorsehung bestimmt, der Schauplatz des blutigsten Kampfes in diesem Völkerkriege zu werden.

Louise hatte während des ganzen Octobers sehr viel zu thun gehabt, um ihre kleine Wirthschaft mit den nothwendigen Wintervorräthen zu versehen. Sie quälte sich ab mit Arbeiten mancherlei Art, um sich und die Mutter zu erhalten. Zwar hatte Fritz ihr gesagt, daß sie in allen Nothfällen sich an seine Mutter wenden solle, deren Verhältnisse günstig waren. Dieß aber zu thun, war die junge thätige Frau, so lange sie sich gesund fühlte, zu stolz. So arbeitete sie denn rüstig fort; gab Unterricht in Musik

und weiblichen Arbeiten, stickte und nähte für Geld und that alles, um der Mutter wenigstens einige der Bequemlichkeiten zu schaffen, an welche die alte Frau gewohnt war.

Louise war dazu ganz und gar auf ihre eigene Kraft gewiesen; denn seit dem Ausbruche des Krieges zwischen Rußland und Frankreich hatten die Verwalter der Fürst Subow'schen Güter keinen Pfennig Pacht für das Grundeigenthum Herrn Wohlgemuths an dessen zurückgebliebene Familie gezahlt. Seit die französische Herrschaft in Preußen gebrochen, hatte Louise nun schon mehrere Mal an die Verwaltung, an den Herrn Fürsten direct und an die Personen geschrieben, die von den Freunden der Familie in Kydullen zurückgeblieben waren, ohne irgend einen günstigen Bescheid, geschweige denn die Hoffnung auf eine Zahlung zu erhalten. Es war dabei nicht das Geringste zu machen, als eben sich mit Geduld ins Unabänderliche zu fügen und auf geregelte Zeitverhältnisse zu warten, in welchen man durch die Vermittlung der Gerichte von dem verlorenen Eigenthum so viel als möglich retten konnte.

Mutter Wohlgemuth, die trotz aller Anstrengungen ihrer liebevollen Tochter, seit die russischen Zahlungen ausblieben, sich doch sehr einschränken

mußte, konnte sich unter diesen Verhältnissen nicht enthalten recht herzlich zu schelten auf diejenigen, die einer armen Frau das Ihrige vorenthielten, und ihr Loos zu beklagen, das sie im Gatten des Beschützers und Ernährers beraubt hatte.

Freilich sah sie, daß auch ihre Schwägerin wie eine arme Witwe leben mußte, aber die wußte doch wenigstens wie Louise, wo ihr Mann sei; sie wußte von dem ihrigen gar nichts und auch dieser Umstand war für sie ein Grund zu schmerzlichen Klagen.

Der Herbst war rauh und unangenehm. Louise mußte täglich Vormittags ausgehen, um in einer Töchterschule Stunden zu geben. Die Mutter sah dann nach der Bereitung des einfachen Mahles, räumte die beiden Stübchen auf und setzte sich dann nieder und stickte Westen und Arbeitsbeutel auf rothem, blauem und grünem Grunde mit weißem Knötchenstich.

Madame Wohlgemuth war immer eine schwache einfältige Frau gewesen. So lange ihr Leben seinen gewohnten bequemen Gang ging, konnte sie sich in dasselbe finden; seit die großen Weltbegebenheiten verwirrend in dasselbe eingegriffen, fühlte sie selbst sich verwirrt und gottlos und nur neben ihrer

Tochter und von dieser beschützt und geleitet fand sie sich zurecht, indem sie that, was diese anordnete.

Auf der armen jugendlichen schutzlosen Louise lagen somit die Sorgen, Arbeiten, das Nachdenken für beide, aber sie fühlte, daß Gott die Last nach der Kraft abmißt und daß die ihrige sich vermehrte bei den vermehrten Anforderungen des Geschickes.

Die Arbeit für das tägliche Brod ließ ihr nicht Zeit über dem Bangen nach dem abwesenden Gatten zu brüten, und der Gedanke an die Beschwerden und Gefahren, die dieser in Mitten des wilden Krieges zu dulden haben mochte, ließ ihr die eigenen Beschwerden als Kleinigkeiten erscheinen.

Nach jeder Schlacht, nach jedem Gefecht hatte sie von Fritz Nachricht bekommen, oft nichts weiter als eine einzige Zeile, mit Bleistift auf ein Blatt aus seinem Taschenbuch geschrieben und nichts enthaltend als: „Ich lebe, bin unverwundet und denke Dein!“ aber solch eine Zeile war auch genügend zu ihrer Beruhigung.

Am Abend des einundzwanzigsten Octobers hatte sie noch einen Geschäftsgang zu machen und eilte im Zwielicht eiligst durch die Straßen nach dem Markenthore zu, als ein ungewöhnlicher Auflauf ihre Achtsamkeit in Anspruch nahm. Hunderte, ja Tausende

von Menschen waren in einem Momente zusammen gekommen und drängten sich um einen Courier, der beschmutzt und ermüdet, aber mit lautem Jubel die Straße hinaufritt nach dem Grübnau'schen Hause, wo zur Zeit der Magistrat seine Sitzungen hielt.

„Was ist geschehen? was für Nachrichten bringt er?" fragte man in dem Schwarm und die Antwort ertönte: „Gute, sehr gute, eine ungeheuere Schlacht ist geliefert und Napoleon vollständig überwunden."

Louisens Herz klopfte heftig! eine ungeheuere Schlacht! — Tausende lagen nun wieder blutend, sterbend auf dem Leichenfelde, tausende! ob auch Er darunter sei, wußte nur Gott, zu dem sie in diesem Augenblick ein heißes Gebet schickte um Kraft, zu ertragen, was sein Wille ihr auferlegt haben mochte.

Sie eilte rasch und aufgeregt nach Hause und trat bei der Mutter ein, die schon von der Siegesnachricht gehört hatte und sie ihr mit lautem Jubel verkündete.

Wenige Minuten später schmetterten Trompetenklänge durch die Straßen, die in einem Nu durch Lichter erhellt waren, welche an allen Fenstern strahlten.

Sechszehn Postillone in Staatsuniform zu Pferde mit wehenden Federbüschen bliesen schmetternde

Fanfaren und an allen Straßenecken haltend verkündete einer von ihnen mit lauter Stimme den Sieg der deutschen Waffen in der dreitägigen Völkerschlacht auf den Ebenen von Leipzig.

In einem Augenblick war die Stadt illuminirt. Selbst die Fenster des ärmlichsten Häuschens glänzten von Licht und zeigten sich mit Blumen, Kränzen, Bildern und Statuen geschmückt.

Vor dem Rathhause, vor dem Postgebäude und vor den bessern Wohnungen reicher Privatleute brannten Pechpfannen, Theertonnen wurden vor den Thoren angezündet, die Kirchen beleuchteten sich von innen und außen und die Gemeinde strömte in ihre Gotteshäuser, ihren Dank dem Herrn der Schlachten darzubringen und für ihre fernen Lieben zu beten.

Louise eilte mit ihrer Mutter nach der Marienkirche, deren gothische Bogenfenster ihr schon im hellen Lichterglanz entgegen flimmerten.

Der Orgel mächtige Töne schallten ihr entgegen.

Das Gotteshaus war gepreßt voll und während die Frauen noch den Weg zu ihrem Sitze suchten, erbrauste die Musik des Te Deum mit Orgel, Pauken- und Posaunen-Begleitung und die versammelte Menge lag demüthig auf den Knien, dem Herrn zu danken, den weit und breit der Weltkreis verehrt.

Louise und ihre Mutter knieten nieder, wo sie standen, nahe dem Altare, der von Lichtern strahlend, mit den letzten Herbstblumen geschmückt, zu ihnen herüber schimmerte.

Noch hatte Louise ihre Gedanken nicht ganz zum Gebete gesammelt. Ihr Busen pochte noch vom raschen Gehen und der Aufregung, welche die Siegesnachricht ihr verursacht. Sie mußte den Kopf erheben, um freier zu athmen, da fiel ihr Auge auf eine Gestalt, die, am Altar knieend, ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Der Kopf, ein wenig vorn übergebeugt, von Silberlocken umkräuselt, überragte selbst in dieser Stellung alle ihn umgebenden Personen. Louise konnte das Gesicht nur im Profil sehen, aber das war völlig ausreichend, um sie erkennen zu lassen, daß sie sich in der Nähe eines ihrer ältesten, theuersten Freunde befände.

Ja! das war die edle Stirn, das war die schön geschnittene Nase des Schäfers Gottfried, ein Irrthum konnte hier schwerlich obwalten, das Gesicht existirte wohl nicht zwei Mal auf Erden in gleichem Zeitraum.

Louisens Aufmerksamkeit war von dem Anblick so völlig und ganz in Anspruch genommen, daß sie

selbst die ernste und heilige Feierlichkeit nicht von der Frage ablenken konnte, welche Verhältnisse den Alten zu dieser Zeit hierher geführt?

In die tiefste Andacht versunken, sah er sie gar nicht, obgleich ihr Standpunkt dem seinigen nicht allzufern war. Bisweilen erhob er seine Augen mit einem andächtigen Blicke emporschauend, dann senkte er sie wieder zu Boden und Louise glaubte, Thränen an den Wimpern blitzen zu sehen.

Als das: Herr Gott Dich loben wir! beendet war und die knieende Gemeinde sich erhob, um während der Predigt in den Kirchenstühlen Platz zu nehmen, sah Louise, daß Gottfried seine alte ihm gewohnte Tracht, den blauen Tuchmantel mit rundem Kragen, trug. Des Greises Züge waren wenig verändert, selbst seine Haltung war noch so aufrecht und wacker als vor Jahren, die Zeit schien spurlos über seinem Silberhaar hinweg geeilt zu sein.

Als der Gottesdienst geendet war, hatte Louise die Absicht, ihren alten Freund wo möglich unter der Menschenmenge aufzusuchen, vergebens aber strengte sie ihre Augen an, die hohe Gestalt des Greises war spurlos verschwunden und sie mußte nach Hause, ohne ein Wort von dem Zweck seiner plötzlichen Erscheinung zu erfahren.

Es mochte Abends neun Uhr sein. Die Straßen waren hell beleuchtet und von Menschenschaaren belebt, obschon ein kältender Regen niederrieselte.

Louise eilte, ohne viel um sich zu sehen, mit ihrer Mutter hindurch, ihr Herz war voll und schwer und in der Stille der Heimath konnte sie am ersten hoffen, mit sich selbst fertig zu werden.

Indem sie in den hohen Flur trat, dessen Wände durch den Schein der an den Fenstern brennenden Lichter erhellt waren, sah sie, daß eine Frauengestalt in ärmlicher Kleidung, den Kopf in ein Tuch verhüllt, an dem Geländer der Treppe lehnte, die zu dem Beischlage vor ihrer Thür führte. Es waren so viele Menschen auf der Straße, so viele arme Weiber standen hier oder dort, bald einsam bald in Gruppen, an diesem belebten Abende, daß sie sich selbst darüber wunderte, wie diese Erscheinung einen so eigenen, erschreckenden Eindruck auf ihre Seele machen konnte; aber die ganze Gestalt, die Haltung des Kopfes, die Art, wie sie sich einen Augenblick vorbeugte, um nach einem entfernten Gegenstande zu blicken, alles dieß weckte in Louisens Seele eine Erinnerung an vergangene Zeiten, an — sie mochte es sich selbst nicht sagen an wen, und doch, als sie sich in ihrem Stübchen beim Ablegen der feuchten

Oberkleider diese Gestalt vergegenwärtigte, konnte sie sich nicht enthalten, noch einmal hinaus zu treten in den eisigen Octoberregen und sich nach derselben umzusehen, aber sie war verschwunden und Louise sagte sich mit Beben, daß es nur wieder und wieder eine Täuschung gewesen, was ihr Herz so lebhaft bewegt hatte.

Indem sie aber ins Haus zurückkehrte, sah sie, daß jemand im Flur wartete, jemand, in dessen Gestalt und Zügen sie sich nicht geirrt hatte: der alte wackere Schäfer, ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Lebensretter!

Ja, es war der alte Gottfried, der in seinem blauen Mantel, den Hut in der Hand haltend, vor ihr stand und sie liebevoll anblickte, während große Thränen über sein Gesicht rollten.

„Ein gesegneter Tag, an dem ich Sie wiedersehe, Mamsell Louischen, ein schöner großer Tag!" sagte der Alte und trocknete mit seinem blauen Taschentuch die Stirn und die Augen. „O ich danke Gott, dem Herrn, daß er ihn mich auch noch hat erleben lassen."

Ehe der Greis indeß geendet, lag Louise freudig an seiner Brust und ließ sich von dem Freunde ihrer Kindheit küssen und segnen. Sie fragte nicht, woher

er gekommen, nicht, was ihn hierher geführt, sie konnte nichts denken vor innigster Freude über dieß Wiedersehen und so führte sie mit einem wahren Herzensjubel den Alten in die Stube der Mutter, die eben ihr Nachtzeug anlegen wollte, um in Frieden zu Bette zu gehen.

Madame Wohlgemuth erkannte den Alten nicht, das war sehr natürlich, für sie war er nichts andres gewesen, als jeder andere gemiethete Diener in der großen Wirthschaft ihres Gatten, und sie war ein wenig ärgerlich, daß Louise noch so spät einen Gast und noch dazu einen von so wenig reputirlichem Stande einführte.

Der Alte mochte etwas ähnliches erwartet haben, denn er entschuldigte sich mit vieler natürlicher Höflichkeit wegen der späten Störung und meinte, er würde sich keineswegs unterstanden haben, noch so bei Nachtzeit seine ehemalige Herrschaft zu beschweren, wenn es nicht wegen einer wichtigen Angelegenheit geschähe und, „ich glaube auch," setzte er mit einem sanften Blicke hinzu, „daß der Ueberbringer guter Nachricht selbst bei Nachtzeit willkommen ist."

„Gewiß! gewiß!" entgegnete Madame Wohlgemuth. „Er ist auch herzlich willkommen, Schäfer, und meine Tochter soll Ihm im Flur eine Streu

machen, damit er schlafen kann; wir haben's hier enger wie in Kydullen," fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu — „und was bringt Er mir denn für gute Nachricht von dort?"

„Nicht gerade von dort, liebe Madame," sagte der Greis sich abermals die Stirn trocknend, „meine guten Nachrichten kommen weiter her, von recht weit, aus Rußland, und wenn Sie's erlauben und Sich etwas Zeit nehmen wollten, mir zuzuhören, so möchte ich Ihnen alles erzählen. Mamsell Louischen wird auch Freude haben an der Geschichte, wenngleich recht traurige Stellen darin vorkommen."

„Meine jüngste Tochter ist auch schon verheirathet," sagte Madame Wohlgemuth mit einigem Stolze, „sie heißt Frau von Treufeldt und ihren Mann, den kennt Er, Gottfried; er ist aber nicht mehr Fähnrich, sondern Rittmeister, er ist's auf dem Schlachtfelde bei Dennewitz geworden, und ich denke, er kann's noch weit bringen, wenn Gott ihn beschützt."

„Für mich wird die junge Dame immer die schöne liebe Louise bleiben," entgegnete der Alte freundlich. „Sie kann in meinen Augen nichts mehr und vornehmeres werden, möchte ihr Gemahl auch ein Fürst sein; denn ich kenne sie von ihrer Kindheit an als einen Engel Gottes. Lassen sie den alten Schä-

ser nur in seiner Weise reden, liebe Madame Wohlgemuth, es thut meiner Liebe und Ehrerbietung für meine gute Herrschaft keinen Abbruch, daß ich mit den Titeln und dergleichen nicht umzuspringen weiß, ich bin eben nur ein schlichter Schäfer."

„So bringt Er mir vielleicht Nachricht vom Herrn Fürsten Subow und daß ich zu meinem Gelde kommen werde? —"

Der Alte nickte. „Auch das, Madame, auch davon will ich mit Ihnen und Louischen ein Wort reden; vorher aber erlauben Sie mir, Ihnen etwas zu erzählen, das Sie sehr nahe angeht.

„Als die französische Armee geschlagen, vernichtet von Moskau auszog, that auch der Winter sein Aeußerstes nach Gottes Rathschluß, um die zu besiegen, die die halbe Welt besiegt hatten, Hunger und Frost halfen die große Armee aufreiben, und ihren Weg durch die weite Schneewüste bezeichneten viel Tausend und wieder Tausend Hügelchen. Die Wölfe, die Nachts Rudelweise heulend daher kamen, kratzten mit ihren haarigen Pfoten den Schnee davon weg und dann lag still und bleich ein todter Soldat darunter, der sich nicht mehr wehrte gegen die hungrigen Räuber, wenn auch das Gewehr noch in seinem Arm war.

„Hunger und Frost tödteten die tapfern Schaaren, diese grimmigen Feinde, denen nichts Lebendes widerstehen kann. Vor allem der Hunger. Ueberall, wo die flüchtende Armee durchzog, fand sie die wenigen Dörfer und Herrensitze zerstört. Die Pferde fielen, weil kein Körnchen Futter für sie aufzutreiben war und wenn man für jedes ein Goldstück gegeben hätte, die armen Soldaten fristeten mit ihrem Fleisch das Stückchen Leben, was der Frost ihnen gelassen und so zogen sie vorwärts immer nach Westen, wo in weiter Ferne das schöne Frankreich liegt, dessen sonnige Felder so wenige von ihnen noch wiedersehen sollten.

„Auf einem weiten Blachfelde, das unabsehbar erschien in der Oede rings umher, standen die Ueberreste eines Bauernhauses, das jetzt dachlos und ohne Thüren und Fenster war, aber trotz dem ein Schutz gegen den wilden Sturm. Der innere Raum des Häuschens war durch ein Paar Wände abgetheilt. Einst mochte es mehr als ein gewöhnliches Bauernhaus gewesen sein, aber, von den Bequemlichkeiten, die vor nicht all zu langer Zeit den friedlichen Bewohnern gedient, hatte der grimmige Krieg auch die kleinste Spur zerstört.

„Daß ich's kurz mache, was zu erzählen gar

traurig ist: im hintersten Zimmer, das man durch eine andere Thür von außen zuerst erreichte, lagen drei Leichen von Menschen und ein todtes Pferd.

„Ja, liebe Madame, das war ein erschrecklicher Anblick, so ein Anblick, bei dem jedes Haar sich sträubt und den das Herz nie, niemals wieder vergißt.

„Das Pferd war ein edles Thier gewesen und es hatte noch lebendig die Schwelle überschritten, obgleich zum Tode verwundet durch eine Kugel in die Brust.

„Im Häuschen war es umgesunken, da lag es, und sein Leichnam mochte wohl den Menschen eine kurze Zeit zur Nahrung gedient haben. Neben dem Pferde und den Kopf auf den Sattel gestützt, lag am Boden die Leiche eines schönen stattlichen französischen Officiers. Um die bleiche Stirn hatte er ein feines Batisttuch gebunden, unter dem einzelne Blutstropfen hervorgerieselt waren, die jetzt als starre braunrothe Flecke auf seiner Wange und Schläfe fest standen. Der rechte Arm, durch einen Pistolenschuß zerschmettert, hing an dem Körper nieder, und in der linken starren Hand hielt er einen Haufen glänzender Goldstücke ganz neu geprägt. Die blauen Lippen zeigten blendend weiße Zähne, die Kleider waren fein aber zerfetzt, und ein großer kostbarer

Damenmantel von Sammt und Hermelin war über ihn geworfen, so daß man seine Füße nicht sehen konnte.

„Ja! so lag er — aber nicht allein! mit dem Kopf auf seinem stillstehenden Herzen lag ein schönes junges Weib. Selbst der Tod, der schon die arme bleiche Schläfe zeichnete, hatte nicht vermocht, ihre Schönheit zu zerstören und sie für ein Auge unkenntlich zu machen, das sie auch nur einmal gesehen.

„Und der Retter, dessen Erzählung ich hier treu wiedergebe, hatte sie gesehen, vor Jahren hier in Elbing, wo er als einer der eifrigsten Tugendbündler gewirkt. Damals freilich strahlend in Jugend und Gesundheit und leidenschaftlich geliebt von dem Herzen, auf dem jetzt ihr sterbendes Haupt ruhte. Er kannte sie. Er kannte auch den verstorbenen Franzosen; 's war einer der Agenten der Bourbon'schen Prinzen in Napoleons Heer, mit dem er viel verkehrt hatte in früheren Zeiten. Ein kluger Mann, ein schöner Mann, ein falscher Mann, der Treue nicht kannte; und seine sterbende Gefährtin war die Tochter eines wackern Deutschen, der sich für seinen Fürsten geopfert hatte. Es war — Madame — liebe werthe Madame — geben Sie mir altem Manne Ihre Hand, und Louischen, meine Tochter, stütze den Kopf

Deiner Mutter, — die treue ausharrende Begleiterin des Colonel St. Albans, war nicht todt, wie sehr sie auch litt. Sie durfte nicht sterben, wie heiß sie auch damals und in vielen spätern Stunden den Tod herbei sehnte, denn sie war nicht allein mit der Leiche. Unter dem reichen warmen Pelze lag schlafend auf einer Schabracke ein kleines Kind, ein armes bleiches Knäbchen, und das hat sie auch hierher gebracht und möchte zu ihrer Mutter Füßen um Segen für den vaterlosen Enkel flehen."

Der Greis schwieg. Louise weinte heftig. Madame Wohlgemuth sah starr vor sich hin, sie schien nicht ganz verstanden zu haben, was der alte Schäfer erzählte, und schauderte zusammen, als Louise sich an ihre Brust warf und schluchzend ausrief: „Mutter! Mutter! Du zürnst ihr ja nicht, Du kannst ihr ja nicht zürnen, Deiner Lydia, unsrer Lydia, die heimgekehrt ist und nun wieder uns angehören will."

„Ihr Mann ist also todt? und sie hat das alles mit durchgemacht, diesen Rückzug, von dem wir hier erzählen hörten, 's war wie ein schreckliches Märchen und grausiger als alles, was Dichter erdenken können," sagte Madame Wohlgemuth langsam. „Meine Lydia! mein armes Kind!" und dann sprang sie plötzlich auf, rang die Hände und schrie: „aber das kann ja

alles nicht wahr sein, das ist ja nicht möglich, sonst würde ja Lydia zu mir kommen und bei ihrer Mutter und Schwester leben!"

„Sie ist gekommen," sagte der Schäfer. „Heute sind wir eingetroffen, ich habe sie hergebracht, die Tochter meiner wackern Herrschaft, die Schwester meines lieben Kindes. Die arme, schwer geprüfte Frau, die, Gott helfe mir altem Manne, wenn ich Unrechtes sage, aber 's ist mein Denken so, durch ihre heilige Treue und Ausdauer als Weib gut machte, was sie als Tochter verfehlte. Sie hatte nicht den Muth, mit mir zugleich vor die Augen der Mutter und Schwester zu treten, aber lange, lange hat sie hier unten gestanden, demüthig wartend, bis ich ihr sagen würde: Komm herein, arme Verirrte, die Herzen in der Heimath haben Dir ihre Liebe bewahrt."

„Um Gottes willen, Gottfried! mein alter Freund," sagte Louise mit zitternder Stimme, „wo ist meine arme, meine theure Schwester?"

„Ich hole sie," entgegnete der Alte und ging nach der Thür.

Madame Wohlgemuth aber war ihm zuvorgeeilt. Mit fliegendem Fuß, mit bebendem Herzen war sie die Treppe hinab gelaufen und stand unten in dem großen Flur in ihrer leichten Nachtkleidung, als der

alte Schäfer ihr nachkam, und sagte zitternd: „Wo ist mein Kind? ich will zu meinem Kinde gehen! sie wartet auf mich, meine Lydia, meine arme Tochter."

„Bleiben Sie hier, werthe Frau," entgegnete der Alte mit männlicher Autorität. „Nicht da wo sie jetzt ist, sondern hier im Elternhause, das sie verließ, müssen Sie ihre Tochter wiedersehen. Ich bringe sie Ihnen; beten Sie zum lieben Gott um Kraft und um Demuth, das Leiden zu tragen, das er Ihnen auferlegte. Gott züchtigt, die er liebt."

Er ging. Louise führte die Mutter, die ihr willenlos folgte, hinauf in das warme trauliche Familienzimmer, und nach einer Viertelstunde lag Lydia, die einst so stolze Schönheit, jetzt eine bleiche geknickte Lilie, zu den Füßen ihrer Mutter, in den Armen ihrer Schwester, und ein kleines reizendes Knäbchen schlief lächelnd auf dem saubern Lager, das ihm Louisens Fürsorge bereitet hatte. —

Eilftes Capitel.

Die Liebe hat nicht Zweifel und nicht Noth,
Die Sünde kennt sie nicht und nicht den Tod.
Die Lieb' ist ewig! und darum allein,
Weil ich geliebt, werd' ich unsterblich sein.
Karoline Fidler.

Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlah'n
Wir sind gesinnt bei Einander zu stah'n
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Wird uns'rer Liebe Verknotigung sein!
Simon Dach.

Als der verlorene Sohn heimkehrte, schlachtete der vergebende Vater sein bestes Kalb und feierte ein Freudenfest ihm zu Ehren. So erzählt die heilige Schrift.

Von der Heimkehr einer verlorenen Tochter weiß sie nichts zu sagen. — Scheint es doch, als ob Himmel und Erde nicht Raum hätten für das unglückliche Weib, das der Leidenschaft folgend fehlte, wie schwer es auch den Fehltritt bereut und gebüßt haben mag.

Lydia Wohlgemuth kehrte nicht zur Mutter heim als Gräfin St. Albans, wie die arme schwache Frau sich's geträumt hatte, sondern als ein verlorenes

Mädchen, das mit einem französischen Officier durchgegangen war und nichts zurückbrachte, als die Erinnerung an einen kurzen Liebestraum und ein vaterloses Kind.

Der schwachen Mutter schien es undenkbar, unglaublich, daß ihre schöne Lydia, ihre Rose, der Stolz ihres Mutterherzens, so tief herabgestürzt.

Sie mußte St. Albans Gattin sein, sie, die zu so hohen Ansprüchen Berechtigte, es war ja nicht anders möglich! meinte die arme vor dem Verhängniß erschreckende Frau; aber Lydia widersprach dann mit Festigkeit.

„Nein Mutter! nein!“ sagte sie, während ihre bleiche Stirn sich in Scham und Aufregung röthete, „lerne mich besser kennen, lerne fassen, daß ich einmal in meinem Leben auch aufopfernd geliebt habe; ich bin nicht die Gattin meines geliebten Verstorbenen. St. Albans, einer der vornehmsten Familien Frankreichs angehörend, hätte nie dem armen Bürgerkinde die Stellung seiner Gemahlin geben können. Ich wollte auch nicht Gräfin St. Albans werden, wollte nichts, nichts auf der Welt, als den Platz an seinem Herzen. Ich wollte ihn glücklich machen durch meine Liebe, durch jedes denkbare Opfer, das ein Weib bringen kann, und das ist mir gelungen.

Er ist gestorben, mich segnend, gestorben, nicht als ein vornehmer reicher Jüngling, sondern als ein armer Krieger, getödtet von Hunger und Frost an der Seite seiner treuen liebevollen Gefährtin. O Mutter, liebe Mutter, auf dieser Flucht, bei diesem furchtbaren Elende gab mir Gott die Gelegenheit, dem geliebten Mann zu zeigen und mir selbst es zu bethätigen, daß meine Liebe echt sei, und gern und freudig wäre ich neben seiner Leiche gestorben, wenn nicht mein Kind neben mir gewesen. Ich hatte nicht den Muth es zu tödten. Als ich die Wölfe um die versengten Mauern heulen hörte in der ersten Nacht nach dem Verscheiden meines Geliebten, da dachte ich wohl, daß es mütterlicher gehandelt wäre, es an meinem Busen zu ersticken, als es, wenn ich selbst dem Hunger und Froste erlegen, eine Beute der blutgierigen Ungeheuer werden zu lassen; aber meine Hand versagte mir den Dienst zu dieser Handlung verzweifelnder Mutterliebe; und bald hatte ich Grund Gott dafür zu denken, denn die Rettung kam — freilich zu spät, um mir das Glück des Lebens, aber zeitig genug, um mich meinen Mutterpflichten zu erhalten. Mein Leben hat nur noch Werth in Bezug auf mein Kind. Dieß zu erziehen, ihm das Andenken des Vaters zu erhalten und es mit seiner zweideutigen

Stellung zu versöhnen, ist alles, was mir auf Erden zu thun übrig bleibt."

Madame Wohlgemuth hörte solchen Worten mit einer an Entsetzen streifenden Verwunderung zu.

Das ganze Wesen ihrer ältesten Tochter war ihr ein vollständiges Räthsel. In ihren Augen war Lydia ehrlos und hätte mit ihrem Kinde sich in den Boden verkriechen müssen, da St. Albans sie nicht geheirathet hatte. Sie selbst verwünschte den falschen Franzosen und sein schmählicher Tod schien ihr eine nur ausreichende Strafe dafür, daß er ihrer Tochter nicht die Würde seiner Gattin gegeben, und vergebens würde Lydia sich bemüht haben, ihrer Mutter einen Einblick in die Welt ihres Herzens zu schaffen.

Für gewisse Leiden und Gefühle hat die Sprache keine erklärenden Worte, nur indem wir den Keim zu denselben in der eigenen Seele erkennen, sind wir fähig, ihre Entwickelung in der eines Andern zu begreifen.

Louise und Lydia verstanden sich seit der Heimkehr der älteren Schwester vollkommen, und ehe Lydia noch eine Woche unter den Ihrigen zugebracht, hatte sie ihr thränenschweres Herz schon in den Busen der Schwester ergossen und Trost und Erquickung in ihrer Liebe und Achtung gefunden.

Besonders in der letzteren. Auch die Mutter liebte von ganzem Herzen ihr leidendes Kind und bemitleidete die unglückliche Tochter, obgleich sie sie verurtheilte. Louise aber verstand und faßte die Größe von Lydia's Liebe und beurtheilte den Werth der Schwester nicht nach dem Jammergeschick, in das die Verhältnisse sie durch die Schuld ihrer Leidenschaft geworfen, sondern nach den Opfern, die sie freiwillig und mit Bewußtsein der Liebe ihres Herzens gebracht.

Wohl war Lydia's Geschick ein schreckliches. Nicht nur wegen ihrer Verlassenheit, wegen des Verlustes ihrer Stellung und bürgerlichen Ehre, nicht nur wegen der namenlosen Leiden, die sie im kurzen Zusammenleben mit St. Albans und besonders während des russischen Feldzuges ertragen, sondern auch noch besonders wegen des Zeitgeistes, der eben in jenen Tagen ein Weib das einen Franzosen liebte, gewissermaßen in die Stellung einer Aussätzigen des Alterthums brachte.

Der allgemeine Haß, die allgemeine Verachtung warfen Steine auf die Unglückliche und glaubten ihren Patriotismus zu beweisen, wenn sie im pharisäischen Stolz das: „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie diese!“ recht laut aussprachen.

Nur Louise blieb der Schwester treue liebevolle

Freundin. Ihre Vaterlandsliebe bestand nicht im Haß gegen den einzelnen Feind und im jämmerlichen Triumph über das Elend von Millionen, wie ihre weibliche Tugend nicht in dem heuchlerischen Abscheu vor der Gefallenen bestand.

Mit voller Deutlichkeit fühlte sie, daß Lydia, die unverheirathete Mutter, aber die unaussprechlich liebevolle Gefährtin eines Mannes, der ihr nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, ein unendlich besseres, edleres Weib sei, als es einst Lydia, das coquettirende, eitle, unthätige Mädchen gewesen. Sie stand schüzzend, tröstend, lehrend und immer freundlich und muthig neben der armen Schwester, aber sie fühlte auch, daß etwas geschehen müsse, um die Stellung derselben etwas erträglicher, etwas weniger demüthigend zu machen, wenn sie nicht alle zu Grunde gehen sollten.

Von Fritz hatte sie bald nach der Schlacht von Leipzig tröstliche Nachricht erhalten, auch Onkel Wohlgemuth hatte geschrieben; beide waren unverwundet.

Der Schäfer Gottfried hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß Fürst Subow jetzt wieder auf seinen Gütern weile und daß der Maler Treufeldt bei ihm sei.

„Diese Russen, Verwalter und Inspectoren und

alles miteinander, sind unehrlich und ein keinnütziges Pack," sagte der Alte, „man muß sie sich so in der Nähe besehen haben wie ich, um das zu wissen. Der Herr Fürst ist ein vornehmer Mann, vor seine Augen kommt nur was seine Untergebenen wollen, aber der Maler ist ein Deutscher, ist Ihr Verwandter jetzt; an den schreibe, Louischen, und ich selbst werde den Brief abgeben, denn ich muß schon zurück nach Kybullen. Ich werde den Brief mitnehmen und recht bestellen, und ich meine, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn der Herr Fürst nicht einen Theil der Pachtgelder schickte."

Seit der Abreise des Greises waren nun schon Wochen verflossen und Louise begann die Hoffnung, irgend etwas vom Eigenthum ihrer Familie gegenwärtig zu erlangen, schon aufzugeben, als an einem Februar-Sonntage plötzlich und ganz unerwartet sich Mister Maidstone, der englische Oberstallmeister des Fürsten, bei Madame Wohlgemuth melden ließ. Mister Maidstone, schon früher der Familie Wohlgemuth befreundet, erschien als Abgeordneter des Fürsten, dem durch Gottfrieds und des Malers Vermittlung es nun endlich bekannt geworden, daß die Familie des deutschen Grundbesitzers, mit dem er

früher einen freundlichen Verkehr gehabt, durch seine Beamten aufs Schmählichste betrogen worden sei.

Die Pachtsumme ward von Neuem festgestellt, Maidstone machte ansehnliche Abschlagszahlungen, und die Zeit der bittern Sorge, des schweren mühseligen Arbeitens fürs Brod, war nun für Louise vorüber.

Als der Engländer die Familie verlassen hatte, sah Louise sich in den Stand gesetzt, Tante Sophiens Lage zu erleichtern und einen Schritt zu thun, den sie nicht bloß zu ihrer Freude, sondern jetzt auch Lydia's wegen schon lange gern gethan hätte. Sie entschloß sich mit ihrer Mutter und Schwester Elbing zu verlassen und an einen Ort zu gehen, wo aufrichtige Liebe sie und die ihrigen erwartete.

Zwar lag der Winter kalt und rauh über der Erde, zwar wüthete der Krieg in der Welt, aber Louise wußte ein Plätzchen, wo dem Februar zum Trotze blaue Veilchen duftend blühten, wo der Friede wohnte und die Liebe: das kleine Weinbergsgut, wo ihr Fritz als Knabe gespielt, wo seine Mutter der jungfräulichen Gattin ihres Sohnes die Arme entgegen breitete. Dort konnte sie hoffen, daß Lydia's herbes Geschick unbekannt geblieben sei, und so rüsteten die drei Frauen sich denn mit hoffnungsvollem Eifer zur Reise, deren Ziel sie nach einigen Tagen

erreichten, und bald lag Louise in den Armen einer Mutter, die in jeder Beziehung die Kraft und den Willen hatte, der Gattin ihres Sohnes alles das Glück zu bereiten, was mütterliche Liebe und Weisheit einer Tochter geben kann.

Damals sah sie zuerst das kleine hölzerne Weinbergshaus mit den vielen vielen Ecken und Erkern. Der Schnee lag blendend weiß auf seinem grauen Schieferdache. Die alten Ulmen, Eschen und Ahornbäume streckten ihre kahlen Aeste dem Himmel entgegen. Den Spiegel des Oberstromes bedeckte noch das Eis, aber aus den Schornsteinen des kleinen Hauses winkte gastlich die kräuselnde Rauchsäule, Hyazinthen, Tulpen und neckische Crocus blühten hinter den Doppelfenstern und ein Mutterherz voll Liebe bewillkommnete die Eintretenden auf der gastlichen Schwelle.

Die Mutter des geliebten Mannes ist für ein echtes Frauenherz ein Gegenstand innigster Liebe und Ehrfurcht.

Louise betrachtete die noch jugendlich liebliche Mutter ihres fernen Gatten mit einer Art von Andacht. Aus diesen Händen hatte der spielende Knabe die Freuden seines Daseins erhalten, auf diesem Schooße hatte das lächelnde Kind das Leben begrüßt,

diese freundlichen Lippen hatten den in die Welt ziehenden Jüngling gesegnet. O und diese Mutteraugen, die jetzt thränenfeucht an der Geliebten des abwesenden Sohnes hingen, hatten sein erstes Lächeln belauscht, seinen Schlummer bewacht und immer und immer nur liebend auf den Theuren geblickt.

Ein Band der innigsten Zuneigung umschlang bald die Herzen der beiden, einen Namen führenden Frauen.

Lydia's Geschick war der älteren Frau Treufeldt bekannt. Sie war weise genug, um den Fehltritt des unglücklichen Mädchens zu beklagen, ohne die Fehlende zu verdammen, und sie war auch weiblich genug, um in der tiefen Liebe der Unglücklichen die Sühne ihrer Schuld zu erblicken.

Lydia konnte ihrer Erziehung nach den stillen Frieden, den Fleiß und Gottvertrauen im Herzen ihrer Schwester erwachsen ließen, nie ganz begreifen, noch weniger sich ihn aneignen, in der Erziehung ihres Kindes aber fand sie einen Lebensberuf, und indem sie sich bemühte, ihren Knaben zu lehren und zu leiten, lernte sie die Mängel und Auswüchse ihres eigenen Charakters kennen und bemühte sich mit treuem Fleiße sie zu verbessern. Lehrend lernte sie, und bildete unter Schmerz und Leid in sich und

ihrem Kinde zugleich den Engel, der, in jeder Menschenbrust schlummernd, hier auf Erden lernen soll die Fittige regen, um sich später aufzuschwingen in die Regionen des ewigen Lichtes. —

Doch wir wollen dem Schluße dieser einfachen Erzählung nicht vorgreifen.

Louisens Zukunft, fest geknüpft durch ihre Liebe an das Geschick des Kriegers, schwebte noch lange auf zweifelhafter Wage.

Bei Laon am 9. März 1814 ward ihr Gatte schwer verwundet. Die Nachricht davon empfing Louise durch ihren Vater. Es war der erste Brief, der seit jenem Schreiben, das Fritz gebracht, in die Hände seiner Familie gelangte. Er enthielt der hochwichtigen Nachrichten gar viele.

Der alte Graf St. Albans betrauerte den Verlust seines Neffen und Erben mit tiefem Schmerze. Er hatte so wenig als Herr Wohlgemuth eine Ahnung davon, welchen Einfluß dieser auf die Familie Wohlgemuths gehabt, welches bittre Leid er ihr zugefügt.

Fritz Treufeldt hatte auf einem der Schlösser des reichen Grundherrn Aufnahme gefunden und ward dort aufs freundlichste und sorgfältigste gepflegt.

Als dieser Brief in die Hände der Familie kam, war

der Frühling bereits angebrochen. Die Heere der Verbündeten standen in Paris und die Welt hoffte auf die Segnungen eines nahen Friedens.

Für Louise war er ein Wendepunkt des Lebens, denn fest stand es in ihrem Herzen, daß sie hineilen und den leidenden Gatten durch ihre Nähe erfreuen und mit Aufbietung all ihrer Kräfte pflegen müsse.

Madame Wohlgemuth fand das zwar sehr seltsam, sehr abenteuerlich, konnte jedoch nicht wohl etwas dagegen einwenden; denn die Frau hat nicht nur das Recht, sondern auch wohl die Pflicht, ihrem Gatten zu folgen.

So reiste Louise denn, eine einzelne junge kaum zweiundzwanzigjährige Frau. Ihr natürlicher Muth, ihre Thatkraft, Ausdauer und Anspruchslosigkeit erleichterten ihr eine Reise, die mit großen Anstrengungen verknüpft und nicht ohne Gefahr war.

Am 28. Mai, zwei Tage vor dem Abschluß des ersten Pariser Friedens langte die junge Frau auf dem reizend gelegenen Jagdschlößchen la ville forestière an, das, wenige Meilen von Laon entfernt, seit seiner Verwundung der Aufenthalt des jugendlichen Majors von Treufeldt war.

Tief im Walde gelegen, in Mitten uralter Eichen, Buchen und Erlen, schien das nicht große aber aus-

nehmend schöne Gebäude ein Tempel, dem Genius der Waldeinsamkeit gewidmet.

Der alte Freund Louisens, der sich seit einiger Zeit auch dort aufhielt, empfing die junge Frau mit einem Erstaunen, das sich in Entzücken verwandelte, als sie den wackern lieben Tanzmeister wiederkennend, sich ihm weinend in die Arme warf.

Er sprach besser deutsch und Louise besser französisch als zur Zeit, da er seinen Ring versetzt hatte, um in seine Heimath zurück zu kehren. Immer aber war er noch der saubere freundliche, ritterlich höfliche alte Herr und immer noch bewahrte er dankbar das Andenken an Louisens Freundlichkeit und vergalt die kleinen Wohlthaten, die das Kind ihm erwiesen, durch überschwengliche, die er ihrem Vater, ihrem Gatten und ihr selbst erzeigte.

Herr Wohlgemuth war in Paris. Durch des Grafen Vermittlung war er dorthin gegangen, um durch des Königs Majestät seine endliche Befreiung zu vermitteln.

Nur ungern und mit Schmerz hatte er den leidenden Gatten seiner Tochter verlassen, doch wußte er ihn von der Sorgfalt seines trefflichen Freundes und Wohlthäters beschützt, und die Sehnsucht nach Befreiung, die es ihm möglich machte, in den Schooß

seiner Familie zurück zu kehren, überwog den Schmerz der Trennung von seinem jungen, fast immer bewußtlosen Freunde.

Ein barmherziger Bruder, frère Benedict, aus dem nahen Kloster vertrat die Stelle des Arztes, der nur alle Woche einmal den Kranken besuchen konnte, aber es konnte keinen tüchtigern Chirurgen und keinen aufmerksameren Wärter geben, als den silberhaarigen, in Werken der christlichen Liebe alt gewordenen Mönch.

Mit welcher Herzensbeklemmung erwartete Louise, jetzt am Ziele ihrer langen und beschwerlichen Reise, die Erlaubniß, ihr Amt als Pflegerin am Bette ihres Gatten antreten zu dürfen, und als endlich frère Benedict ihr erklärte, daß sie nun den Leidenden sehen könne, da schritt sie über die Schwelle, mit bebendem Herzen, mit versagendem Fuß und stand, ein weinender Engel, das schönste Bild mitleidender Liebe, über das Schmerzenslager gebeugt, in dem Derjenige ruhte, mit dem ihr Leben vereint war.

Gott! da lag er, Fritz Treufeldt, der einst so blühende Jüngling, bleich, zum Skelett abgemagert, die dunkeln Augen bald im bewußtlosen Halbschlummer geschlossen, bald rollend in wilder Fieberglut.

Einen Moment lang überkam ihr Herz ein Ge-

fühl des Elends und der Muthlosigkeit. Der Tod, der Tod hatte mit seinem schwarzen Fittige bereits das Gesicht beschattet, das sie so unendlich geliebt. Sie war nur gekommen, um ihrem Gatten die brechenden Augen zu schließen.

O des herben, namenlosen Wehes, das kälter ihre Brust durchzuckte, o der Verzweiflung, die wie eine Bleilast sich auf ihre Seele legte.

Aber nur auf einen Augenblick, im nächsten kehrte ihre Fassung zurück.

Selbst seine letzte Stunde zu versüßen war eine Seligkeit und eine heilige Pflicht für sie.

Hatte doch Lydia, die weich gewohnte, den letzten Blick ihres Gatten mit einem Blick der Liebe erwiedert. Hatte sie doch den Muth gehabt, ihn sterben zu sehen, ohne Pflege, ohne Nahrung, ohne ein schützendes Obdach.

Louise trat ans Fenster und schaute hinaus in das frische saftige Grün des nahen Waldes, und segnete in leisem Gebet das gastliche Dach, das den sterbenden Geliebten schützte, und ging dann zu ihm und drückte einen heißen Kuß auf das feine Linnen seines Bettes und strich mit zitternder Hand das Kissen glatt, das sein bleiches schmerzensmüdes Haupt stützte.

Sie war glücklich, denn sie war bei ihm, und ehe noch zwei Tage vergangen, hatte sie nach der Anleitung des frère Benedict alle Handgriffe erlernt, um dem Leidenden Linderung zu verschaffen.

Major Treufeldt hatte eine Schußwunde durch den Leib bekommen, die Kugel war rechts unter den Rippen ein- und neben dem Rückgrat herausgegangen, eine Verwundung, die unter hundert Fällen gewiß neunundneunzigmal augenblicklich tödtet.

Er aber hatte den Transport überlebt und lebte jetzt schon zehn Wochen und darüber nach seiner Verwundung, und frère Benedict sowohl als der Arzt hielten die Genesung des riesenstarken Mannes jetzt für möglich, ja sogar für wahrscheinlich.

Louise verlebte einen Sommer voll namenloser Herzensaufregungen am Bette ihres Gatten. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft erkannte er sie und nannte leise flüsternd mit seligem Lächeln ihren Namen, und von da ab bedurfte es nur eines Lautes ihrer Stimme, um den Leidenden zu beruhigen und ihn sanft und gehorsam selbst bei den schmerzlichsten Operationen zu erhalten.

„Wenn er gesund wird," sagte frère Benedict, als Louise vier Wochen lang mit ausdauerndster Treue am Bette ihres Fritz gewirkt hatte, „so ist

das Ihr Verdienst, Madame, und das Werk der großen Liebe, die er für Sie hat. Wäre er unruhig, minder geduldig und nicht von einer so eisenfesten Constitution, so wäre er längst nicht mehr unter den Lebenden; heute glaube ich Ihnen die feste Versicherung geben zu können, daß er Ihnen erhalten wird."

Am Tage, da Louise diese tröstliche Nachricht erhalten, kehrte auch Herr Wohlgemuth zu seinem Freunde St. Albans zurück, um vor seiner Heimkehr ins Vaterland Abschied von ihm zu nehmen, und nach Jahre langer Trennung lag Louise zum Erstenmal wieder in den Vaterarmen.

Louisens Vater war es gewesen, der kurz nach der Schlacht von Laon den jungen preußischen Officier im Lazareth gesehen, erkannt und dem Schutze und der Pflege seines gütigen Freundes übergeben hatte. Damals wußte der verbannte Vater noch nicht, daß Treufeldt bereits der Gatte seiner Tochter sei, er erfuhr es erst aus Louisens Munde.

Eine neue Zeit war nun angebrochen, unter Blut und Thränen zwar, aber dennoch hoffensreich und glückverheißend.

Mit gemischten Gefühlen empfing Herr Wohlgemuth aus dem Munde seiner Tochter Nachricht von den Seinen, auch Lydia's Geschick konnte ihm

nicht verborgen bleiben, doch beharrte er fest auf dem Entschluße, seinem Freunde und Wohlthäter zu verschweigen, welch Leid der Sohn seines Bruders über seine Familie gebracht.

Da Treufeldts Besserung rüstig vorwärts schritt, so entschloß sich der Vater in Frankreich zu bleiben, bis der genesene Sohn und die geliebte Tochter die Reise mit ihm machen konnten. Unterdeß flogen fleißig Briefe hinüber und herüber zwischen dem kleinen Weinbergshäuschen am Ufer der Oder und dem stattlichen Jagdschloß la ville forestière.

Einer derselben von Lydia an Louise muß hier seinen Platz finden, er lautete:

„Meine Schwester!

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon nicht mehr an dem Orte, wo sie geschrieben, ich folge meinem Geschick; ich kann nicht anders handeln, als ich es zum Besten meines Kindes jetzt thue.

„Vielleicht erinnerst Du Dich des Mister Maidstone, der ein großes Interesse für mich zeigte, als ich noch ein kleines Kind war. Er ist vierzig Jahre älter als ich und ein stattlicher Greis, und hat mir jetzt, nachdem er mich wieder gesehen und mein Schicksal kennen gelernt, seine Hand angeboten.

„Es ist eine Handlung uneigennützigster Groß-

muth, die ihn meiner tiefen Dankbarkeit werth macht. Er adoptirt meinen Knaben, macht ihn zum Erben seines nicht unbeträchtlichen Vermögens und sichert meine ganze Zukunft vor der Verachtung, die ohne ihn mich und mein Kind überall hinbegleiten würde, der ich nur im Grabe oder an seiner Seite entgehen kann. Ich nehme mehr noch für mein Kind als für mich das großmüthige Geschenk seines Namens und seiner Hand an, und werde versuchen, ihm durch Erfüllung all seiner Wünsche meine Dankbarkeit zu zeigen. In acht Tagen werden wir in tiefer Stille getraut und ich begleite ihn dann in unsere frühere Heimath, wo er erst seine Angelegenheiten ordnen und mich dann nach dem Elsaß führen wird, wo er Besitzungen zu kaufen beabsichtigt. Mein Knabe, der seinen Namen führen soll, wird dort als sein rechter Sohn gelten.

„Gott weiß am besten, theuerste Schwester, daß dieser Schritt mir schwer, sehr schwer wird, aber schon um unsrer Mutter willen muß ich ihn thun, denn sie, die ich so schwer gekränkt, scheint völlig beseligt durch den Gedanken, mich als eine reiche Frau und meinen armen Knaben als ein legitimes Kind zu sehen. Ich will ihr gern noch eine Freude machen, wer weiß denn, wie lange ich überhaupt

noch lebe, und sterbe ich früh, so hinterlasse ich meinem Knaben in Mister Maidstone einen treuen und weisen Vater.

„Louise, Du allein auf der weiten Welt kannst vielleicht verstehen, welches Opfer ich bringe. Es gilt meinen Eltern und meinem Kinde, nur indem ich so das Andenken meiner heiligen großen Liebe verläugne, kann ich das Ehrgefühl meiner armen Mutter beruhigen und meinem Kinde einen Namen und einen Vater geben; daß ich nicht lange lebe, fühle ich zuversichtlich, und darin liegt mein einziger Trost.

„Gott erhalte Dir den Mann, für dessen Leben und Aufkommen Du jetzt betest. O, ich könnte Dich beneiden, Du Glückliche, Du sitzest in stillen friedlichen Nächten am Bette Deines Gatten, rückst seine weichen Kissen zurecht und wehrst jedem rauhen Luftzuge den Zugang zu dem leidenden Geliebten. Jede Bequemlichkeit, jede Stärkung, jede Pflege, die er bedarf oder wünscht, kannst Du herbeischaffen und Du freuest Dich der Mittel, ihm in seinen vorübergehenden Leiden Linderung zu verschaffen. Ich, Louise, saß auch einst vier grausige Nächte lang neben dem verwundeten Geliebten. Das Kissen seines fiebernden Hauptes war der Rücken seines schönen treuen Pferdes,

das sterbend mich und ihn und unser Kind bis zu der Ruine getragen, deren rauchgeschwärzte Mauern die einzige Schutzwehr zwischen uns und den Wölfen bildeten, die heulend die öde Steppe durchzogen.

„Er konnte gerettet werden, sein Fuß war zerschmettert, und die Nähe eines Arztes, ein wenig Pflege, ein warmes reines Lager, hätten St. Albans am Leben erhalten. O Louise, ich sah ihn verschmachten, sah ihn zollweise sterben, drei lange und furchtbare Tage, drei Winternächte hindurch, deren Grauen kein menschliches Hirn zu fassen fähig ist. Und doch, meine Schwester, doch sind sie mir eine theure Erinnerung, doch segne ich das Schicksal, das mich wenigstens nicht von dem Geliebten trennte. Seine letzten Seufzer und Gebete verklangen nicht in der leeren Luft, sie fielen in das Herz, das ihn liebte. Selbst der Trunk Wasser aus Schnee, den die Wärme meiner Hand schmolz, war eine Erquikkung, die ich ihm reichen konnte, und er starb mich segnend und mir dankend.

„O Louise, Louise, meine Schwester, überall, wo die Liebe wirkt, ist sie ein Bote des Himmels und das liebende Herz besiegt sicherlich auch die Schrecknisse der Hölle.

„Du liebst Deinen Gatten, wohl Dir, er lebe

oder sterbe, die Liebe ist ewig, der Tod des Geliebten nur ihre höchste Verklärung.

„Gott segne Dich und gedenke gern Deiner Schwester Lydia.“

Dieser Brief erregte in Louisen ganz eigene Gefühle. Es war ihr wie ein Schmerz, wie eine Demüthigung, daß Lydia ein Eheband knüpfte. Ihr schien es, als ob das stete Festhalten am Andenken des Dahingeschiedenen den Fehltritt der Schwester hätte heiligen können, während die Abschließung einer Ehe mit einem andern Mann ihn erst ganz und gar zu einer Verirrung stempele. Sie verschwieg indeß diese Gedanken gegen den Vater, der sich herzlich zu freuen schien, und Fritz war noch nicht in dem Zustande, lange Gespräche führen zu können. Zwar besserte sich seine Gesundheit zusehends, seine Wunde begann zu heilen, sein Bewußtsein war völlig zurückgekehrt, aber die Schwäche seiner Nerven war so groß, daß Louise alles vermeiden mußte, was ihn nur irgend aufregen konnte.

Der höchste Wunsch der drei Deutschen, die den Winter von vierzehn bis fünfzehn in la ville forestière zubrachten, war, in ihre Heimath zurückkehren zu können, und ihr alter wackerer Gastfreund fand densel-

den natürlich und that alles, um ihn in Erfüllung zu bringen.

An Geldmitteln fehlte es nicht. Fritz von Treufeldt bezog ein ansehnliches Einkommen als Major, Herr Wohlgemuth empfing durch Mister Maidstone's Vermittlung die sämmtlichen rückständigen Pachtgelder, so weit sie nicht an seine Gattin schon gezahlt waren, und die Kasse ihres Gastfreundes hätte ihnen jedenfalls auch offen gestanden. Sie bedurften seiner Aushilfe indeß nicht. Herr Wohlgemuth besorgte aus Paris einen bequemen Wagen, in dessen weichen Kissen der Genesende sitzen und liegen konnte, wie es sein Zustand forderte. St. Albans beschenkte sie mit zwei trefflichen ausdauernden Pferden von normännischer Zucht und gab ihnen einen tüchtigen Mann als Kutscher bis Straßburg mit, wohin sie zuerst gingen, um bei Lydia, die noch vor ihnen mit ihrem Gatten dort eintreffen sollte, eine Zeitlang zu ruhen.

Der würdige alte Graf begleitete seine Gäste noch zwei Tage und man trennte sich unter gegenseitigen Segenswünschen.

„Leben Sie wohl," sagte St. Albans, indem er mit ritterlicher Galanterie Louisens Hand küßte, „Leben Sie wohl, meine schöne, süße, jugendliche

Freundin. Ich verdanke Ihre erste Bekanntschaft meiner Verbannung, das Glück des Wiedersehens der Verwundung Ihres Gatten, dennoch erlauben Sie mir, daß ich die Unglücksfälle segne, die mir das Glück schafften Sie meine Freundin zu nennen. Ist mir's doch ergangen, wie dem Manne, der, in die Eisspalte eines Gletschers versinkend, eine Crystallgrotte entdeckte, schön wie ein Feenpalast. Gestatten Sie mir in der Prosa meines Alltagslebens von der Herrlichkeit zu träumen, die ich freilich nur in angstvollen Augenblicken sah, die mir aber durch diese nicht zu theuer erkauft scheint." —

Straßburg ward von den Reisenden zu einer Zeit erreicht, in der die Welt wieder zu gähren begann. Die Nachricht, daß Napoleon von Elba entflohen und am ersten März in Cannes gelandet sei, war früher dort angelangt als unsere Freunde. Lydia, jetzt eine bleiche, ernste, sehr schöne Frau, empfing die Ihrigen an der Seite ihres Gatten und Herr Wohlgemuth segnete mit zitternden Lippen seinen ersten Enkel und dessen weinende Mutter.

Es war ein schönes Kind, der kleine Alban Maidstone, und als Louise ihn lächelnd ihrem Manne zeigte, ahnte sie nicht, daß dieser Knabe einst ihr Sohn als Gatte ihrer Tochter werden sollte.

In langsamen Tagereisen und oft unterbrochen durch Ruhetage ward dann die Reise bis zum Weinbergshäuschen zurückgelegt.

Fritz hatte sich während derselben merklich erholt und konnte, als der Wagen unten auf dem breiten Landwege hielt, die Strecke bis zu dem kleinen Hause rüstig und ohne den stützenden Arm seiner Louise zurücklegen.

Es war Mai geworden — Mai 1815 — und obgleich die Kriegsfackel von neuem in wilden Flammen brannte, so wohnte doch dort unter dem grauen Schieferdach Friede, Liebe und Treue.

Als Treufeldt gänzlich und völlig von seiner Wunde genesen, war der zweite Pariser Friede längst geschlossen. Es konnte ihm also auch keinen großen Kummer machen, daß er zum Militärdienst unfähig geworden.

Er erhielt seinen Abschied als Obrist-Lieutenant, lebte als Landmann auf dem Weinbergsgute, das unter seiner und Louisens Hand mehr und mehr ein kleines Paradies wurde.

Im Jahre 1820 gebar Louise ihren ältesten Sohn, ein Glück, auf das schon niemand von der Familie mehr zu hoffen gewagt hatte.

Lydia sah noch ihren Knaben heranwachsen,

sie starb nicht jung wie sie es gehofft hatte; denn das menschliche Herz ist so eingerichtet, daß der Schmerz es nicht zerbricht, sondern nur beugt, und wohl dem Herzen, das sich, wie das ihrige, durch den Schmerz in die rechte Richtung bringen ließ. Sie war ihrem Kind eine wackere treue Mutter und ihrem Gatten eine dankbare liebevolle Frau.

Schluß.

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.
Ich wollt' ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Chamisso.

Nur bis dahin hatte Frau Treufeldt ihre Erinnerungen für fähig gehalten, dem Publikum mitgetheilt zu werden.

Sie glaubte, daß dieselben nur in so weit von allgemeinem Interesse sein könnten, als sie mit dem

Geschick der Welt in einem gewissen deutlich erkennbaren Zusammenhang standen.

Uns, ihren aufmerksamen und theilnehmenden Freunden, pflegte sie freilich auch bisweilen einzelne Begebenheiten aus ihrem glücklichen Stillleben als Hausfrau, Mutter und Großmutter mitzutheilen. Genrebildchen, die eigentlich einen Kranz um das größere Bild ihres Lebens bilden, aber sie pflegte dann lächelnd zu sagen: „Das Glück ist in der Schilderung so einförmig wie ein Aehrenfeld oder eine Wiese, obgleich es wie diese aus lauter einzelnen verschiedenartigen, für sich schönen und vollkommenen Blumen und Aehren besteht."

So will auch ich denn hier die Erinnerungen einer Großmutter schließen. Sollten aber einige Leser für die übrigen Personen dieser kleinen Geschichte einiges Interesse fühlen, so erlaube ich mir diesen noch mitzutheilen, daß der Bankdirector Wohlgemuth nach beendetem Kriege eine Stelle im Ministerium erhielt und als geachteter Mann noch viele Jahre an der Seite seiner Gattin lebte.

Der Kantor Wohlgemuth war nach einer sehr verständigen und zweckmäßigen Behandlung ziemlich genesen und hatte den Feldzug im Jahre 1815 als Landwehrmann mitgemacht, er avancirte dabei zum

Unterofficier, war sehr stolz auf diese Würde und lebte nach dem Frieden wieder im Hause seines Vetters, dem er einst so sehr geschadet.

Madame Wohlgemuth gebrauchte ihn zu hundert kleineren und größeren Dienstleistungen und hatte an ihm stets einen aufmerksamen Zuhörer, wenn sie von ihren Töchtern und Enkeln erzählte.

Der Maler Treufeldt, einer der berühmsten Künstler seiner Zeit, war oft und gern in dem ländlichen Hause seines Vetters, und die Zeit ging leise über den Häuptern aller hin und legte, wie das nicht anders sein kann, eins nach dem andern zur Ruhe ins stille Grab.

Zuerst den Schäfer Gottfried. Seine Söhne und Enkel sind jetzt geachtete Grundbesitzer in jener entlegenen Gegend des Vaterlandes. Fürst Subow steht schon lange, lange vor dem ewigen Richter. Eine nach der andern von den Personen, deren Wesen und Art die lebhafte und liebenswürdige Frau Treufeldt so wohl zu schildern wußte, ist gestorben, Fürsten und Könige, Krieger und schöne Damen. Die freundliche Erzählerin, die wackere liebe Großmutter, war eine der letzten — auch sie ist nun zu einem bessern Leben eingegangen, eine andere Zeit ist gekommen, andere Menschen leben — uns, unsern Zeit-

genossen gehört der gegenwärtige Augenblick bis — auch wir, einer neueren Generation Platz machend, ins Grab sinken werden. Einer früher, die andern später! Jedem von uns aber wünsche ich, daß am Abend seines Lebens alle seine Erinnerungen so ungetrübt von schwerer Schuld, so durchweht von heiligem Gottvertrauen, so sicher einer ewigen Zukunft sein mögen, als die, welche ich meinen freundlichen Lesern hier mit einem herzlichen Lebewohl übergebe.

Ende.

Pfannenschmidt, Julie,

Erinnerungen einer Großmutter Roman in zwei Bänden

Bd.: 2

Prag und Leipzig 1856